MASTER
NEGATIVE
NO. 91-80167-7

MICROFILMED 1991

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES/NEW YORK

as part of the
"Foundations of Western Civilization Preservation Project"

Funded by the
NATIONAL ENDOWMENT FOR THE HUMANITIES

Reproductions may not be made without permission from
Columbia University Library

COPYRIGHT STATEMENT

The copyright law of the United States -- Title 17, United States Code -- concerns the making of photocopies or other reproductions of copyrighted material...

Columbia University Library reserves the right to refuse to accept a copy order if, in its judgement, fulfillment of the order would involve violation of the copyright law.

AUTHOR:

SEMPER, MAX

TITLE:

WISSENSCHAFTLICHE...

PLACE:

MUNCHEN

DATE:

1920

Master Negative #

91-80167-7

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

943.01
Se54

Semper, Max, 1870-

Wissenschaftliche und sittliche ziele des künftigen Deutschtums; zwölf vorlesungen gehalten im sommersemester 1919 an der technischen hochschule in Aachen, von Max Semper ... München, Lehmann, 1920.

152 p. 23 cm.

381174

OK

Restrictions on Use:

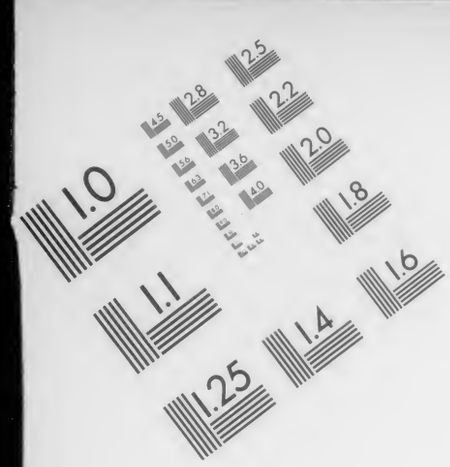
TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35 mm REDUCTION RATIO: 11X

IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB

DATE FILMED: 8/9/91 INITIALS MED

FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT

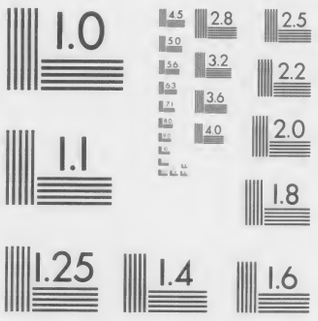


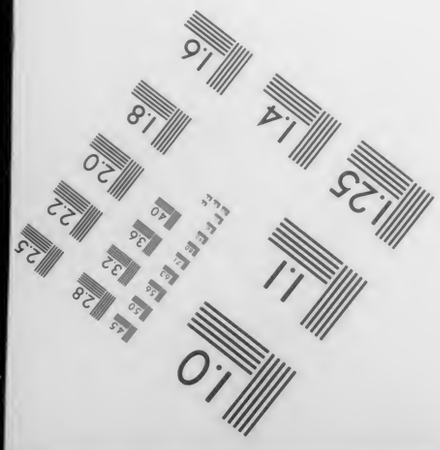
AIIM

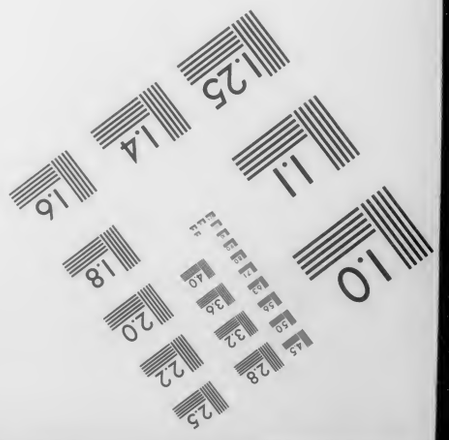
Association for Information and Image Management
1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910
301/587-8202

Centimeter

Inches







MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.

Max Semper.

Wissenschaftliche und sittliche Ziele des künftigen Deutschtums

S.

J. F. Lehmanns Verlag, München 1920

943.01—Se54

943.01 Se54

Columbia University
in the City of New York
LIBRARY

Bought From
the
Carl Schurz Fund
for the
Increase of the Library
1900

Wissenschaftliche und sittliche Ziele des künftigen Deutschtums

Zwölf Vorlesungen gehalten im Sommersemester 1919 an der technischen Hochschule in Aachen

von

Max Semper
Prof. Dr. phil.

J. F. Lehmanns Verlag, München
1920

21-9639

Urheber und Verleger behalten sich alle Rechte vor.

943.01
Se54

Druck von Dr. F. P. Datterer & Cie., Freising.

Sept. 14. 1921 RET
" 18 " GSP

Inhalt.

Seite

I. Erster bis vierter Vortrag 5
Der sittliche Zustand des gegenwärtigen Deutschland, verglichen mit dem zu Zeiten Fichtes und der „Reden an die deutsche Nation".

II. Fünfter bis achter Vortrag 52
Die Geistesart des deutschen Volks und die Ziele der deutschen Wissenschaft als Vorkämpferin dieses Volkstums.[1])

III. Neunter bis zwölfter Vortrag 99
Die sittlichen Ziele des künftigen Deutschtums; die Ethik der Brutpflege.

Schlagwortverzeichnis 147

[1]) Der fünfte Vortrag und die erste Hälfte des sechsten geben in gedrängtester Übersicht nur die Ergebnisse anderweitig zu veröffentlichender Untersuchungen über das völkerpsychologische Element in der Wissenschaft und der Forschung.

I.

„Kein Mensch und kein Gott und keines von allen im Gebiet der Möglichkeiten liegenden Ereignissen kann uns helfen, sondern wir selber müssen uns helfen, wenn uns geholfen werden soll."

(Fichte.)

Wir wollen uns in diesen Stunden der wissenschaftlichen und sittlichen Ziele des künftigen Deutschtums vergewissern. Da ist es die erste Aufgabe, daß wir uns der Lage des gegenwärtigen Deutschtums in allen Einzelheiten und mit unerbittlicher Klarheit bewußt werden. Wie diese Lage ist, das wird am grellsten beleuchtet durch die Tatsache, daß im Herbst 1918 nicht wenige alte Männer sich das Leben nahmen. Ihre Arbeit war getan; sie konnten nur noch dem Leben zuschauen und wandten angewidert diesem Anblick den Rücken. Sie hatten die Arbeit ihres Lebens an die Größe Deutschlands gesetzt und sahen nun einen Zusammenbruch, wie er in der Geschichte fast unerhört ist, Zusammenbruch von außen und von innen; der innere Zusammenbruch, mitverursacht von dem ungenannten Alliierten, den Geistigarmen Deutschlands, er war die wichtigste Ursache des äußeren. Ein unergründliches Unglück brach damit über das deutsche Volk herein, und diesem tatenlos zuzusehen, das vermochten diejenigen nicht, die, unfähig zwar zum Wirken, sich Tatkraft des Denkens und das Gefühl für Tatkraft bewahrt hatten.

Das Dezemberheft der Süddeutschen Monatshefte trug die Aufschrift:

„Ich hatte einst ein schönes Vaterland.
Es war ein Traum" —

Niemand vermag mit einem andern Gedanken auf die letzten Jahrzehnte unseres Lebens, auf die Geisteswelt, in der wir erwuchsen, zurückzublicken! —

Aber seitdem haben wir noch schwereres erleben müssen. Wir sahen die Etappe vorüberziehen, sahen das zurückflutende Heer und beflaggten die Straßen, um die Niedergeschlagenheit nicht Herr

werden zu lassen über uns, und um nicht denen scheinbar Vorwürfe zu machen, die am wenigsten von Allen Vorwürfe verdient hatten. Von jenseits des Rheins kam uns nur Kunde über jäh wachsende Unordnung, geistige und sittliche Zerrüttung, die das letzte Gut in den Strudel riß, und dabei von einer Vergnügungssucht inmitten des entsetzlichsten Elends, als ob alle Kraft zum Wiederaufbau des Verlorenen spurlos in Rauch aufgegangen sei. — Es gab und gibt viele, welche die Toten beneiden und sich über den Verlust ihrer Söhne trösten mit dem Gedanken, daß diesen der Anblick solcher Gegenwart erspart geblieben sei. —

Wer noch zu jugendlich ist, um schon zu feiern, und wer noch Kraft besitzt, um zu wirken, der muß sich diesen Stimmungen entreißen, mag es auch noch so schwer sein, sich ihrer zu erwehren. Das tätige Leben fordert nach jedem Trauerfall sein Recht, so auch heute und hier, da die Trauer unser ganzes Volk überfiel; es zwingt zu handeln und erweckt dadurch von selbst wieder den Trieb zu handeln. Nur können wir die früheren Ziele des Handelns nicht mehr beibehalten, denn die Welt ist für uns geändert, also auch unsere Ziele in ihr, und wir haben uns dieser neuen Ziele bewußt zu werden.

Nicht um unser selbst willen fassen wir diesen Entschluß, sondern weil wir wissen, daß jeder von uns im Dienste der Allgemeinheit steht. Freilich müssen wir uns fragen, ob die Allgemeinheit noch unsere Dienste will. Man sagt ja auf allen Gassen und Märkten, Deutschland sei ein Land der Klassenherrschaft, der Kastenherrschaft gewesen, und diese Kaste sei jetzt gestürzt, fortan ausgeschlossen von jeder Leitung, weil sie nur zum Unheil geführt habe. Jetzt wollen diejenigen herrschen, die sich durch körperliche Arbeit und in den Kreisen der körperlich Arbeitenden die nötige Lebenskenntnis erwarben; sie vertrauen denen nicht mehr, die nach alter Art durch Erziehung und Unterricht geistig befähigt werden sollten, alle Lebenskreise des Volkes zu überblicken und von einem geistig erhöhten Standpunkt aus den auf der Heerstraße Wandelnden den Weg zu weisen. — Wir haben hier nicht zu entscheiden, welche von beiden Gruppen besser zur Leitung befähigt sein möge. Dagegen kann man dem, der sich bisher als zu den Leitenden gehörig gefühlt hat, wohl die äußere Macht nehmen, aber man kann ihm nicht nehmen, daß er sich nach wie vor verantwortlich fühlt und deshalb auch

ungerufen und ungehört seine Kraft den tatsächlich Leitenden zur Verfügung stellt; er kann gar nicht anders als so handeln, nämlich als Leitender und Führender im Geiste.

Es ist geradezu eine Voraussetzung dieser Vorträge, daß die Dinge vom Standpunkt des Leitenden, des von oben her Betrachtenden angesehen werden. Was wir selbst für uns wollen und hoffen, das muß uns klein und unbedeutend scheinen gegenüber dem, was für das Ganze zu wollen und zu hoffen ist. Wir nehmen das Wohl des Ganzen zum Maßstab unseres eigenen Wohles, und nicht, wie der des Beherrschtwerdens gewöhnte, der nur sein eigenes Wollen und Hoffen zu sehen vermag, nur auf dieses zu blicken gezwungen ist, nehmen wir unsere eigenen Bedürfnisse zum Maßstab der Bedürfnisse des Ganzen. Es ist das eine Verschiedenheit des Standpunktes, die zwar nur schwer von vorneherein an greifbaren Beispielen klarzulegen ist, deren Bedeutung aber die jetzt in unserm Staatsleben führenden Männer schmerzlich genug am eigenen Leibe erleben.

Wir müssen diese Betrachtungen anstellen, nachdem wir länger als vier Jahre hindurch den Ansturm einer ganzen gegen uns geeinten Welt ertragen haben, nach einer Zeit, die uns die widerwillige, durch Haß vergiftete Bewunderung dieser ganzen Welt eingetragen hat, nach einer Zeit, die erfüllt war von zahllosen Taten und Leiden schweigenden Heldenmuts und am Ende einer staatlichen Blütezeit, in der wir uns als Weltmacht gefühlt haben, an äußerer Kraft den übrigen gleich, an innerer ihnen sämtlich überlegen. —

So war aber stets die Geschichte Deutschlands. Nach kurzer, glänzender Blüte ein um so tieferer Sturz und langes Darniederliegen. Wir denken an die Zeit der Goten unter Theodorich, an das Reich Karls des Großen, der sächsischen Kaiser, der Hohenstaufen, an das Preußen Friedrichs des Großen, an das Deutschland Wilhelms I. und Bismarcks. Früher hatte das Volk in Dumpfheit und Niedrigkeit geharrt, bis ein neuer Herrscher kam, der die Kraft zur Größe in sich fühlte. Vor hundert Jahren, nach der Schlacht von Jena, war Staatsgesinnung und Staatsgewissen bereits aus dem engeren Kreis der Fürsten und Herrschenden hinausgedrungen. Fichte rief das Bürgertum auf kraft des Rechts, das ihm nicht amtliche Stellung, sondern seine persönliche Kraft und sein eigener

Wille gab. Viele seiner Worte passen auf die Gegenwart, als seien sie für uns und nicht für unsere Großväter gesprochen; andere klingen veraltet, aber seine Gesinnungen sind sämtlich gültig für uns und sollten uns und unsern Nachkommen von Jugend an wie Sprache und Atem unverlierbarer Besitz sein.

Die Absicht dieser meiner Vorträge ist, Fichtes Reden an die deutsche Nation zu erneuern, so wie es unserer Zeit entspricht und soweit es meinen Kräften möglich ist. Meine Berechtigung dazu begründe ich wie Fichte: Jeder andere hätte es ebensogut tun können; da es aber kein anderer tat, so tat es eben ich; einer muß immer der Erste sein, und wer es sein kann, der sei es eben. —

Bei allen Vorträgen und in jeder Schrift müssen gewisse Voraussetzungen als gegeben angenommen werden; in den folgenden Darlegungen sind sie so übernommen wie Fichte sie umschrieb, nämlich erstens wendet sich zwar die Rede an einen begrenzten, durch den Zufall des Ortes und der Gelegenheit bestimmten Hörerkreis, aber sie nimmt keine Rücksicht auf die besonderen Bedürfnisse dieses Kreises, sondern geht vor, als wäre sie gerichtet an die gesamte Deutschheit; sie spricht aus, was nach meinem besten Wissen und Gewissen das ganze Deutschland beherzigen sollte, hoch und niedrig, reich und arm, herrschende und beherrschte, obwohl Gegenstände und Sprache nicht immer allem Volk gleichmäßig verständlich sein werden und können.

Die zweite Voraussetzung nimmt an, daß die anwesenden Hörer entschlossen sind, sich nicht rein passiv den Ereignissen zu fügen, noch zufrieden sind mit einer bloßen Vergegenwärtigung ihres Leids und einem Schwelgen in ihrem Schmerz. Ich setze voraus, daß im Anblick dieses Leids nur der Gedanke in ihnen lebt, sich dagegen zu wehren und nach Wegen zu suchen, auf denen diese Abwehr geschehen kann. Das erfordert den Entschluß, die Energie des Handelns über das bisherige hinaus zu steigern und das Feld der Betätigung zu erweitern ohne Rücksicht auf die gewöhnlichen Grenzen der berufsmäßigen Forderungen. Das Ungewöhnliche muß durchaus als das mögliche und nötige betrachtet werden oder vielmehr: die Frage, ob irgend etwas gewöhnt oder üblich sei, ist als vollkommen gleichgültig ganz beiseite zu lassen.

Die dritte Voraussetzung werde ganz in Fichtes Worten ausgesprochen: „Ich setze voraus Zuhörer, die da geneigt sind, mit

eigenen Augen die Dinge zu sehen; ich setze voraus, daß diese Zuhörer den Mut haben, redlich hinzusehen auf das, was da ist, und redlich sich zu gestehen, was sie sehen, und daß sie jene sich häufig zeigende Neigung, über die eigenen Angelegenheiten sich zu täuschen und ein weniger unerfreuliches Bild von denselben, als mit der Wahrheit bestehen kann, sich vorzuhalten, entweder schon besiegt haben oder doch fähig sind, sie zu besiegen. Jene Neigung ist ein feiges Entfliehen vor seinen eigenen Gedanken und ein kindischer Sinn, der da zu glauben scheint, wenn er nur sein Elend nicht sehe, oder sich wenigstens nicht gesteht, daß er es sehe, so werde dieses Elend dadurch auch in der Wirklichkeit aufgehoben, wie es aufgehoben ist in seinem Denken. Dagegen ist es mannhafte Kühnheit, das Übel fest ins Auge zu fassen, es zu nötigen, standzuhalten, es ruhig, kalt und frei zu durchdringen und es aufzulösen in seine Bestandteile. Auch wird man nur durch diese klare Einsicht des Übels Meister und geht in der Bekämpfung desselben einher mit sicherem Schritte, indem man in jedem Teile das Ganze übersehend, immer weiß, wo man sich befinde, und durch die einmal erlangte Klarheit seiner Sache gewiß ist; dagegen der andere ohne festen Leitfaden und ohne sichere Gewißheit blind und träumend herumtappt." —

Wie Fichte, so bitte auch ich, dieser Voraussetzungen ein für allemal eingedenk zu bleiben. Nur in flüchtigem Vorbeigehen werde ich später an sie wieder mahnen können. Grundsätzlich aber lehne ich es ab, ein Wort irgendwie zu beachten, das im Lauf der ganzen letzten Jahre immer wieder ausgesprochen wurde, und das mich, so oft ich in den jüngsten 12 Jahren über diese Gegenstände sprach, treu begleitet und bisher von öffentlicher Aussprache abgeschreckt hat, das Wort: „Es wird so schlimm nicht sein." — Es ist alles schlimmer geworden, als ich oder ein anderer es je vorauszusehen glaubte und vorausgesehen konnte, und wir vermögen uns die Zukunft der Deutschen überhaupt gar nicht schlimm genug auszumalen.

Vor uns steht der unbedingte Vernichtungswille einer ganzen, in sich vielleicht zwiespältigen, gegen uns unbedingt einigen Welt. Wir selbst sind machtlos, auch nur einen einzigen gegen uns geführten Schlag abzuwehren und haben es als unverhofften Gewinn, als wahrscheinlichkeitswidrige Segnung des Schicksals zu buchen, wenn irgendein ärgstes, das erdenklich ist, nicht auf uns niederfällt, und wenn irgendein Leid uns erspart bleibt. Jede Last wird uns auf-

geladen werden, und nur eine einzige Erwägung setzt vielleicht dieser Belastung eine Grenze: ein Nacken, der dauernd fröhnen soll, darf nicht durch ein mörderisches Joch gleich auf das erste Mal gebrochen werden. Die Humanität des Sklavenhalters ist die einzige, auf die wir zu unsern Gunsten rechnen dürfen, und diese findet ihr Ende in der kalten Berechnung, ob der Nutzen des Sklaven noch den Wert seiner Nahrung übertrifft.

Selbst wenn uns ein Weiterleben als Staat vergönnt bleibt, ob geeint oder in Stämme und Gaue zerspalten, selbst dann wird uns nur ein Scheindasein belassen werden in völliger Machtlosigkeit, jedem Raubwillen schutzlos preisgegeben und bei jedem Weheschrei verhöhnt.

Im Innern aber wird jeder Einzelne in engsten Lebenskreisen eingeschlossen sein, befangen im allerhärtesten Kampf um das eigene Dasein und bedroht von der Gefahr, in diesem Ringen um die bloße bare Notdurft des Leibes geistig zu veröden und abzusterben. Das Land, viel zu arm, um wie früher dauernd von außen Nahrung zu kaufen, vermag dann seine Kinder nicht mehr zu ernähren und muß gerade die strebsameren unter ihnen auswandern sehen, ein steter Aderlaß, der zu tödlicher Blutleere führt, wenn wir dem nicht entgegenzuwirken vermögen.

Aber wie vermöchten wir entgegenzuwirken? Eifersüchtig werden wir bewacht werden, daß wir uns wirtschaftlich nicht zu neuer Kraft erheben, muß doch einem bloß wirtschaftlichen Aufstieg unweigerlich ein Auferstehen auch der politischen Kraft nachfolgen.

Um uns jede Hoffnung abzuschneiden, daß wir auf den bisher betretenen Wegen wieder zu Kraft und Gesundheit gelangen können, genügt es, auf das Zeitalter Fichtes zurückzublicken. An vielen Stellen seiner Reden betonte er, daß das zertrümmerte Preußen keine Hoffnung habe, dem siegreichen und übermächtigen Feind gegenüber jemals wieder selbständig zu werden; dennoch war nach 10 Jahren dieses als unmöglich Erachtete zu Wirklichkeit geworden. Aber es stand damals nicht die ganze Welt, nicht einmal ganz Europa einig gegen Preußen, sondern Rußland war nur ein zweifelhafter Verbündeter, England ein unversöhnlicher Gegner Napoleons. Gegen uns jetzt ist die Welt einig unter Führung des Angelsachsentums. Mag diese Weltmacht auch, wie jede frühere, einmal zugrunde gehen: für uns wird es dann zu spät sein, wenn wir nicht schon

vorher einen Weg gefunden haben, uns und unser Volkstum zu erhalten ohne politische Macht und auf eine der unumschränkten Feindesmacht unanstößige Weise.

Die Geschichte der Freiheitskriege lehrt uns nicht, daß unsere Lage günstiger sei, als sie scheint, sondern sie lehrt uns gerade das Gegenteil: sie ist verzweifelt, und alle bisher im Staatsleben üblichen Wege des Strebens und Wollens können uns nichts helfen, vor allem nicht diejenigen, die vor hundert Jahren Fichte nicht sah, und die doch zum Ziele führten. Diese Wege sind verschüttet; wollen wir die völlige Vernichtung des Deutschtums abwehren, so müssen wir ganz neue Wege suchen, das Ziel von ganz anderer Seite her auffassen und unsere Anstrengungen zur Pflege und Stärkung unseres Volkstums verhundertfachen, vertausendfachen, oder wir sind des Unterganges sicher.

Und das nicht allein aus Gründen der außenpolitischen Lage. Das Deutschland Fichtes war ein ackerbautreibendes Land, weniger dicht bevölkert als heute; es konnte die eingesessene Bevölkerung aus eigenen Mitteln mit Nahrung versorgen und kannte Hungersnöte auch in Kriegsläuften nur als vorübergehende und örtliche Erscheinung. Im gegenwärtigen Deutschland ward Nahrungsmangel ein allgemeiner und noch auf Jahre dauernder Zustand, der jederzeit wieder uns auferlegt werden kann. Wir sind zurückgeworfen auf Zustände, die trotz aller Verschiedenheit der Ursachen und Erscheinungsformen doch in ihren Endwirkungen denen nach dem Dreißigjährigen Krieg auf das verhängnisvollste gleichen. Damals wurden Dörfer und Städte einfach eingeäschert, die Bewohner erschlagen; Krieg und Seuchen zerstörten den Wohlstand in Industrie und Landwirtschaft. Heute soll die Arbeitsfähigkeit Deutschlands nach Möglichkeit erhalten bleiben, aber der Nutzen und Ertrag fortan nicht uns selbst zufließen, sondern für uns so gut wie nicht mehr vorhanden sein. Wir kommen an den Bettelstab; ob andere dadurch reicher werden, ob unser Gut verbrannt ist oder im Besitz anderer erhalten bleibt, das ist für unseren Zustand gleichgültig.

Das Deutschland vor dem Dreißigjährigen Krieg war ein Ackerbau treibendes Land mit einer entwickelten Industrie, die handwerksmäßig mit kleinem Apparat in kleinen Städten arbeitete. Es war damals nach Friedensschluß nicht schwer, den Landesertrag wieder so weit zu steigern, daß er ausreichte, die zusammengeschmol-

zene Bevölkerung zu ernähren, und daß er weiterhin Schritt hielt mit der Bevölkerungszunahme. Das Handwerk konnte seine Arbeit leicht wieder beginnen, denn der Verlust an Werkzeug war bald ersetzt, und es wurde ja auch nur Befriedigung der unbedingten Notdurft verlangt. Heute steht unsere Landwirtschaft vor der unlösbaren Aufgabe, ohne künstliche Düngung, ohne Maschinen, auf ausgesogenem Boden für eine Bevölkerung ausreichende Nahrungsmittel zu schaffen, die vordem trotz unbeschränkter Hilfsmittel mit dem Ertrag des deutschen Bodens nicht auskam, sondern vom Ausland — jetzt für die Dauer unerschwingliche — Ergänzungen in Milliardenwerten bezog. Unsere Industrie, mit verminderten, demoralisierten Arbeitskräften, verbrauchten Maschinen, verringerten Kapitalien, zu groß für den einheimischen Bedarf bei dessen verringerter Kaufkraft, steht auf dem Weltmarkt einem übermächtigen, mit allen Mitteln der Technik und mit uneingeschränkter Verfügung über die Rohstoffe arbeitenden Wettbewerb gegenüber. Es ist nicht abzusehen, wie es ihr im hergebrachten Verlauf der Dinge gelingen soll, jemals wieder Fuß zu fassen und einen Punkt zu erreichen, von dem aus ein langsamer Aufstieg wieder in den Bereich der Möglichkeit rückt. Deutschland bedarf einer Einfuhr und läuft schwere Gefahr, sie, da es an Waren zur Ausfuhr mangelt, durch Rohstoffe oder durch auswandernde Arbeitskräfte, willkommenen und hochwertigen Dünger für fremde Volkswirtschaften bezahlen zu müssen.

Dem Einzelnen zwar wird es, wenn er mit Tatkraft begabt ist, in Bälde wieder möglich sein, sich diesem Schicksal zu entziehen um den Preis, daß er auf das Deutschtum verzichtet. Er mag sich sagen, es lohne nicht der Mühe, anzukämpfen gegen das, was die Kraft unseres Könnens so unbesiegbar übersteige, und es sei eben von uns gefordert, das Unvermeidliche hinzunehmen, schweigend zu ertragen und das Verlorene zu vergessen. Aber niemand, wer es auch sei, steht so vereinzelt, daß er nur an sich selbst denken dürfte. Solange Deutsche leben, muß auch das Deutschtum erhalten bleiben, allen Gefahren und Schwierigkeiten zum Trotz; dies gegenwärtige Geschlecht muß seine ganze Tatkraft für dieses Ziel einsetzen, oder das nächste steht noch hilfloser als wir einem um vieles, unabschätzbares erhöhten Wall von Hindernissen und Bedrohungen gegenüber. Wollen wir überhaupt unser Handeln vor uns selbst verantworten, unser Leben für uns selbst erträglich finden, so können wir gar

nichts anderes tun, als uns einsetzen für das Fortbestehen unseres Volks als einer besonderen Einheit in der Menschheit. Wollen wir dieses Werk nicht wagen, so wird in kürzester Frist jeder, in dem noch die Erinnerung lebt an das, was Deutschland war, sich vom Deutschtum abwenden, nicht aus Selbstsucht, sondern weil ihm das Leben in diesem Volk die Zugehörigkeit zu diesem Volk, das sich selbst preisgibt oder Selbstpreisgabe begreiflich findet, mit Recht zur Hölle und zum Ekel geworden ist.

Wenn diese Gesinnung, in der der Einzelne nur daran denkt, wie er sich selbst vor dem wirtschaftlichen Untergang rette, überhaupt als der Duldung zugänglich gilt, dann, aber auch nur dann wird die Niederlage im Weltkrieg eine Schmach. „Besiegt sind wir", so rief Fichte seinen Zeitgenossen zu, „besiegt sind wir; ob wir nun zugleich auch verachtet und mit Recht verachtet sein wollen, das wird noch immer von uns abhängen. Der Kampf mit den Waffen ist beschlossen; es erhebt sich, so wir wollen, der neue Kampf der Grundsätze, der Sitten, des Charakters".

Sieg an sich ist keine Ehre, Unsieg an sich keine Schmach. Das Wie der Niederlage oder des Siegs entscheidet für den Urteilsspruch, und es kommt dabei durchaus nicht an auf das Urteil der Welt, sondern alles auf unser eigenes Urteil, unser eigenes Gewissen. Wie wir erliegen, wie wir siegen, das ist es ganz allein, was uns vor uns selbst und dann später vor der Welt heldenhaft oder schmachbeladen dastehen läßt. Nicht die Tat und der Erfolg, sondern die Absicht des Tuns unterliegt dem sittlichen Bewerten. Heldenhaft aber ist, wer selbst im Tode noch seinem Werk und seinen Lebenszielen Treue bewahrt; schmachbeladen, wer unterliegend auf sein bisheriges Wollen verzichtet und so dem Sieger das Recht gibt, seine größere Körperkraft auch als sittliche Überlegenheit zu fühlen. Nicht Scipio, sondern Hannibal, nicht Achill, sondern Hektor steht umstrahlt von der Würde des Heldentums.

Bedürften wir für diesen Glauben noch einer Bestätigung, so finden wir sie abermals bei Fichte:

„Der natürliche, nur im wahren Falle der Not aufzugebende Trieb des Menschen ist der, den Himmel schon auf dieser Erde zu finden und ewigdauerndes zu verflechten in sein irdisches Tagewerk; das Unvergängliche im Zeitlichen selbst zu pflanzen und zu erziehen, nicht bloß auf eine unbegreifliche Weise und allein durch

die sterblichen Augen undurchdringbare Kluft (des Todes) mit dem Ewigen zusammenhängend, sondern auf eine dem sterblichen Auge selbst sichtbare Weise. Welcher Edeldenkende will nicht und wünscht nicht in seinen Kindern und wiederum in den Kindern dieser sein eigenes Leben auf eine verbesserte Weise zu wiederholen und in dem Leben derselben veredelt und vervollkommnet auch auf dieser Erde fortzuleben, nachdem er längst gestorben ist. Welcher Edeldenkende will nicht durch Tun und Denken ein Samenkorn streuen zu unendlicher, immer fortgehender Vervollkommnung seines Geschlechts, etwas Neues und vorher nie dagewesenes hineinwerfen in die Zeit, das in ihr bleibe und nie versiegende Quelle werde zu neuen Schöpfungen. Was könnte es nun sein, das dieser Aufforderung und diesem Glauben des Edlen an die Ewigkeit und Unvergänglichkeit seines Werks die Gewähr zu leisten vermöchte? Offenbar nur eine Ordnung der Dinge, die er selbst ewig und für fähig, Ewiges in sich aufzunehmen, anzuerkennen vermöchte. Eine solche Ordnung aber ist die besondere geistige Natur der menschlichen Umgebung, aus welcher er selbst mit allem seinem Denken und Tun und mit seinem Glauben an die Ewigkeit desselben hervorgegangen ist, das Volk, von welchem er abstammt und unter welchem er gebildet wurde und zu dem, was er jetzt ist, heraufwuchs. Der Glaube des edlen Menschen an die ewige Fortdauer seiner Wirksamkeit auf dieser Erde gründet sich demnach auf die Hoffnung der ewigen Fortdauer des Volks, aus dem er selbst sich entwickelt hat, und der Eigentümlichkeiten desselben. Diese Eigentümlichkeit ist das Ewige, dem er die Ewigkeit seiner selbst und seines Fortwirkens anvertraut, die ewige Ordnung der Dinge, in die er sein ewiges legt; ihre Fortdauer muß er wollen, denn sie allein ist ihm das entbindende Mittel, wodurch die kurze Spanne seines Lebens hienieden zu fortdauerndem Leben hienieden ausgedehnt wird. Dies ist die Liebe zu seinem Volke, zuvörderst achtend, vertrauend, desselben sich freuend, mit der Abstammung daraus sich ehrend. Sodann tätig, wirksam, sich aufopfernd für dasselbe. Das Leben, bloß als Leben, als Fortsetzen dieses wechselnden Daseins, hat für ihn ja ohnedies nie Wert gehabt; er hat es nur gewollt als Quelle des Dauernden; aber diese Dauer verspricht ihm allein die selbständige Fortdauer seiner Nation; um diese zu retten, muß er sogar sterben wollen, damit diese lebe und er in ihr das einzige Leben, das er von je gemocht hat". —

Die Erhaltung des Deutschtums kann nur durch uns selbst geschehen. So selbstverständlich dieser Satz ist, so schwer scheint er dem Deutschen verständlich. Auch hier ertönt uns der Zuruf Fichtes:

„Laßt euch nicht lässig machen durch das Verlassen auf andere oder auf irgend etwas, das außerhalb eurer selbst liegt; noch auch durch die unverständige Weisheit der Zeit, daß die Zeitalter sich selbst machen ohne alles menschliche Zutun vermittelst einer unbekannten Kraft. Wohl mögen Regen und Tau und unfruchtbare oder fruchtbare Jahre gemacht werden durch eine unbekannte und nicht unter unserer Gewalt stehende Macht, aber die ganze eigentümliche Zeit des Menschen, die menschlichen Verhältnisse machen nur die Menschen sich selber und schlechthin keine außer ihnen befindliche Macht." —

Fichte glaubte sich wehren zu müssen gegen eine Verzerrung des Gottvertrauens, die aus dem „Mit unsrer Macht ist nichts getan" die Berechtigung ableitet, überhaupt nichts zu tun, sondern der höheren Macht, die alles zum besten Ende führe, alles Tun überlassen zu dürfen. Diese Mahnung ist in unserer Zeit nicht mehr nötig. Dafür aber ist eine andere Meinung in unserer Zeit weitverbreitet, die ähnlich lähmend wirken kann, eine Geschichtsauffassung, die sich mit ihrem Fortgeschrittensein brüstet, die materialistische Geschichtsauffassung, wie man sie nennt, die in der Sozialdemokratie und in manchen Spielarten der wissenschaftlichen Geschichtsforschung herrscht. Sie sieht in dem Wandel der menschlichen Verhältnisse und im geschichtlichen Geschehen nur das Wirken unpersönlicher, in enger Gebundenheit von Ursache und Wirkung fortschreitender Kräfte und scheidet alles heldenhafte Wollen aus der Betrachtung aus, sieht also in dem Wollen und Streben des Einzelmenschen immer nur den bedingten Ausfluß, nicht aber die bedingende Urquelle der Entwicklung. Dennoch aber ist der Wille, sei es Massenwille oder Einzelwille, immer die eigentliche Triebkraft des Geschehens; die materiellen Vorgänge leiten den Willen, vermögen aber keine einzige Willensentscheidung hervorzurufen, noch auch ohne Mitwirkung des Willens irgend etwas in den menschlichen Verhältnissen zu gestalten. In einer Zeit, wo nur die angespannteste Willensenergie noch helfen kann, müssen wir jede Theorie bekämpfen, die nur irgendwie den Willen schwächen kann, haben also — was später geschehen soll — die Irrtümlichkeit des

historischen Materialismus und der verwandten Geschichtstheorien bloßzulegen.

Um so fester aber halten wir uns an das, was die Willensenergie zu steigern vermag: die Erinnerung an das, was Deutschland war. Auch Fichte rief seinen Hörern zu: „Ihr seid die letzten, in deren Gewalt es liegt, das deutsche Volk zum Heile zu führen. Ihr habt doch noch die Deutschen als eins nennen hören, ihr habt ein sichtbares Zeichen ihrer Einheit, ein Reich und einen Reichsverband gesehen oder davon vernommen; unter euch haben noch von Zeit zu Zeit Stimmen sich hören lassen, die von dieser höheren Vaterlandsliebe begeistert waren. Was nach euch kommt, wird sich an andere Vorstellungen gewöhnen; es wird fremde Formen und anderen Lebens- und Geschäftsgang annehmen, und wie lange wird es noch dauern, daß keiner mehr lebe, der Deutsche gesehen oder von ihnen gehört hat." —

Und dieses Deutsche Reich, dessen Erinnerungswert und Nachwirkung Fichte so hoch einschätzte, war dasselbe zerfahrene und kraftlose „heilige römische Reich deutscher Nation", an dessen Untergang gleichzeitig Goethe nicht einmal etwas beklagenswertes fand: „Wenn jemand sich über das beklagt, was er und seine Umgebung gelitten, was er verloren hat und zu verlieren fürchtet, das höre ich mit Teilnahme und spreche gern darüber und tröste gern. Wenn aber die Menschen über ein Ganzes jammern, das verloren sein soll, das denn doch in Deutschland kein Mensch sein Lebtag gesehen, noch viel weniger sich darum bekümmert hat, so muß ich meine Ungeduld verbergen, um nicht unhöflich zu werden oder als Egoist zu erscheinen." —

Wie ganz anders steht dem gegenwärtigen Geschlecht das Verlorene vor Augen und wird es auch nachkommenden Geschlechtern in zahllosen Denkmälern aller Art, als unverwischbaren Spuren entgegentreten! In jeder Art der Lebensbetätigung war unser Volk zu einer noch vor wenigen Jahrzehnten unerhörten Blüte gelangt, stellte sich ebenbürtig, vielfach und auf den verschiedensten Gebieten vorherrschend den andern, früher schrankenlos bewunderten Völkern zur Seite, und es ist ganz unvermeidlich, daß wir, sobald die jetzt durch Entnervung und Erschöpfung gelähmte Kraft nur ein wenig wieder zur Besinnung kommt, uns auch, zuerst in bloßer Erinnerung, dann aber mit steigender Sehnsucht diese Vergangenheit wieder vor Augen stellen werden. Das trübe Erlebnis wird im Gedächtnis immer bald überstrahlt von den stolzen und erhebenden Erinnerungen. Das Kaiserreich der Hohenzollern wird später auch vor den Volkskreisen, die jetzt seine Gegner sind, hell verklärt strahlen, weil es sich dann abhebt von einer lichtlosen, erbärmlichen Gegenwart. Darum müssen wir dafür sorgen, daß dieser Rückblick auf die Vergangenheit sich niemals in tatenlosem, verzagtem Anschauen ergeht, niemals ausklingt in ein leises „Es war einmal", sondern daß er ein unwiderstehlicher Sporn zu neuem Tun und Aufwärtsstreben wird.

Aber beschwören wir nicht Gespenster herauf? Kann ein Volkstum überhaupt in den Grundlagen seines Daseins bedroht werden und untergehen, wenn es getragen wird von einer 60 Millionen starken Bevölkerung? Unter welchen Umständen entfaltete sich denn im 18. Jahrhundert die Blüte unserer klassischen Literatur? Unter welchen Verhältnissen schuf Bach seine Wunderwerke? Kann es etwas deutscheres geben als die Sesenheimer Idylle Goethes und das ganze so urdeutsche Leben im damaligen Elsaß, das doch schon ein Jahrhundert lang französischem Wesen unterworfen war? Mit der Beantwortung dieser Fragen, die in den grimmigen Ernst unserer Betrachtungen einen Schimmer von tröstlichen Hoffnungen zu tragen scheinen, wird die nächste Vorlesung beginnen.

II.

Gut verloren. — Etwas verloren.
Mußt rasch dich besinnen
Und neues gewinnen.
Ehre verloren. — Viel verloren.
Mußt Ruhm gewinnen,
Da werden die Leute sich anders besinnen.
Mut verloren. — Alles verloren.
Da wäre es besser, nicht geboren.

(Goethe.)

Wir sind in einer Lage, da wir vor der Welt Gut und Ehre verloren haben. Alles drängt dahin, daß wir die Ehre auch in unsern eigenen Augen und dazu den Mut verlieren sollen. Dem können wir nur trotzen, wenn wir unser Denken über die Gegenwart hinaus erheben, nur insoweit auf sie blicken, als sie uns lehren soll, was uns an Hilfsmitteln blieb, und wo wir die Möglichkeit haben, die ersten, schwersten Schritte zur Erhebung zu tun. Wir richten unser Denken und Planen ganz auf die Zukunft mit einem Entschluß, der an die Spitze unseres Wollens tritt und ein Teil unseres eigensten Wesens wird, mit dem Entschluß, uns einen Weg zu erzwingen trotz allem!

Wir sahen, Deutschlands Lage ist jetzt der nach dem Dreißigjährigen Krieg entstandenen ähnlich, eher noch schwieriger als damals. Sie ist weit schwieriger als zu Zeiten Fichtes, aber der Trieb zur Aufrechterhaltung und Aufrichtung ist stärker, weil uns das verlorene in ungleich größerem Glanz vor Augen steht. Die Fragen aber, welche am Schluß der vorigen Vorlesung aufgeworfen wurden, eröffnen uns nicht tröstliche Lichtblicke, sondern lassen uns erst recht das Elend der deutschen Gegenwart erkennen.

Ob 60 Millionen oder nur 20 unterdrückt und ihres Volkstums beraubt werden können, das hängt ab von der Zahl der Feinde, und gegen uns steht die Welt. Hier bricht kein Hoffnungsschimmer durch, ebensowenig, wenn wir auf Zustände des 18. Jahrhunderts zurückblicken, denn die Zeiten haben sich geändert und was für das 18. Jahrhundert galt, das gilt nicht mehr für das 20. Damals war den Herrschenden die Stammeszugehörigkeit und die Sprache ihrer Untertanen gleichgültig, weil die Volksmassen ohne

jeden Einfluß waren. Preußen konnte damals, ohne den Verlust seines Deutschtums befürchten zu müssen, polnisches Land bis an die Weichsel seinem Staatswesen einverleiben, denn die Staatsleitung, die Monarchie und damit der Staat selbst blieb deutsch. Österreich betrachtete sich als deutscher Staat, obwohl fremdsprachige Völker die weitaus größte Masse der Bevölkerung stellten; die Sprache der Regierung war deutsch und damit galt das Volkstum des Staates als entschieden, mochten die Bewohner sonst reden, was und wie sie wollten. Frankreich ließ seine deutschen und flämischen Grenzgebiete ungestört im Besitz der angestammten Sprache und Gesittung, denn die Einheit des Staates beruhte in der Person des Königs, nicht in der Geschlossenheit der Nation. Sobald aber das Volk selbst, Bürger und Bauern, anfing, im Staatsleben etwas zu bedeuten, von diesem selben Augenblicke an mußten alle Staaten die Fremdvölker aufzusaugen suchen, während bis dahin immer nur Einzelne aus den höheren Schichten sich abgelöst hatten, um für ihre Person zu den Staatsleitenden, zur herrschenden Nationalität überzugehen. Soweit in Zukunft der unmittelbare Einfluß fremder Völker reichen wird, so weit wird das Volkstum, wenn wir nicht tätige und wirksame Gegengewichte zu finden wissen, der Deutschheit verloren gehen, denn die Sprache des unterlegenen, unterworfenen Volkes wird durch Gesetz und Macht entrechtet und erdrückt werden.

In der Literaturgeschichte wird das Deutschtum durch den Faust und zahllose andere Werke fortleben, solange es literarische Gelehrsamkeit gibt. Auch Firdusis Dichtungen, die indischen Veden und viele andere Dichtungen erstorbener Völker leben in diesen Kreisen fort. Ist das aber Leben? Ist von lebendiger Kunst die Rede, wenn Gemälde in Galerien aufgestapelt werden wie in Beinhäusern und Mumiensälen? Eine Kunst oder Dichtung lebt, wenn sie in das allgemeine geistige Leben, in das Haus und die Familie eingreift, Mußestunden erfüllt und in den Alltag ihr lebenzeugendes Licht trägt. Alles was unser Volk an künstlerischen Werken schuf, das wird altern, wird zur Mumie werden, Goethes Werke, selbst der Faust nicht anders wie der Parzival, wie die Ilias oder Dantes göttliche Komödie. Kunst ist eine Sprache; lebendig ist eine Sprache nur solang und soweit sie gesprochen wird: ein lebendiges Volk erhält sich eine lebende Kunst, aber Kunst kann ein Volksleben

nicht dauernd und allein lebendig halten. Uns jetzt ist die Dichtung Goethes, Schillers und so vieler anderer ein unzerstörbarer Besitz geworden, an dem wir, unsere Generation festhalten und uns aufrichten wollen und können. Aber wie wird es in der Zukunft sein, wenn sie noch mehr als jetzt der Vergangenheit angehören, nicht mehr Werke lebender Kunst, sondern Kunstwerke der Vorzeit sein werden, wie jetzt das Nibelungenlied oder der Parzival? Wie, wenn sie das letzte große Zeugnis deutscher Dichterkraft blieben?

Nur dann dürfen wir in deutscher Dichtung und Kunst einen Lebensodem der deutschen Sprache und eine Stütze bedrohten deutschen Volkstums erhoffen, wenn wir eine lebende, unser Leben geleitende, aus unserem Leben hervorsprießende Kunst besitzen. Das Vergangene ist tot und tötet, hier wie überall in der Welt. Mumien aber, von der Wissenschaft einbalsamiert und zu einem äußeren Scheinleben galvanisiert, sind gerade wegen ihres Scheinlebens dem wirklichen Leben am gefährlichsten.

Hören wir, ehe wir weiter gehen, Fichtes Antwort auf diesen Einwurf, der auch ihm gemacht wurde.

„Wir haben hören müssen, daß wenn auch unsere politische Selbständigkeit verloren sei, wir dennoch unsere Sprache behielten und unsere Literatur und in diesen immer eine Nation blieben und damit über alles andere uns leichtlich trösten könnten. Was von den jetzt lebenden und gemachten Männern sich gewöhnt hat, in deutscher Sprache zu reden, zu schreiben, zu lesen, wird ohne Zweifel so fortfahren; aber was wird das nächstkünftige Geschlecht tun und was erst das dritte? Welches Gegengewicht gedenken wir denn in diese Geschlechter hineinzulegen, das ihrer Begierde, demjenigen Volke, bei welchem aller Glanz ist und das alle Begünstigungen austeilt, auch durch Sprache und Schrift zu gefallen, die Wage halte? Hätten diese Vertröster besser um sich geschaut, so würden sie ein anderes, unseres Erachtens hier durchaus passendes Beispiel gefunden haben, das der wendischen Sprache. Auch diese dauert seit der Reihe von Jahrhunderten, daß das Volk derselben seine Freiheit verloren hat, noch immer fort: in den ärmlichen Hütten des an die Scholle gebundenen Leibeigenen nämlich, damit er in ihr, unverstanden von seinem Bedrücker, sein Schicksal beklagen könne."

„Oder setze man den Fall, daß unsere Sprache lebendig und eine Schriftstellersprache bleibe und so ihre Literatur behalte, was

kann denn das für eine Literatur sein, die Literatur eines Volkes ohne politische Selbständigkeit? Was will denn der vernünftige Schriftsteller und was kann er wollen? Nichts anderes denn eingreifen in das allgemeine und öffentliche Leben, und dasselbe nach seinem Bilde gestalten und umschaffen, und wenn er dieses nicht will, so ist alles sein Reden leerer Laut zum Kitzel müßiger Ohren. Er will ursprünglich und aus der Wurzel des geistigen Lebens heraus denken für diejenigen, die ebenso ursprünglich wirken, d. i. regieren. Er kann deshalb nur in einer solchen Sprache schreiben, in der auch die Regierenden denken, in einer Sprache, in der regiert wird, in der eines Volkes, das einen selbständigen Staat ausmacht. Was wollen denn zuletzt alle unsere Bemühungen selbst um die abstraktesten Wissenschaften? Lasset sein, der nächste Zweck dieser Bemühungen sei der, die Wissenschaften fortzupflanzen von Geschlecht zu Geschlecht und in der Welt zu erhalten; warum sollen sie denn auch erhalten werden? Offenbar nur, um zur rechten Zeit das allgemeine Leben und die ganze menschliche Ordnung der Dinge zu gestalten. Dies ist ihr letzter Zweck; mittelbar dient sonach, sei es auch erst in einer späteren Zukunft, jede wissenschaftliche Bestrebung dem Staate. Gibt sie diesen Zweck auf, so ist auch ihre Würde und ihre Selbständigkeit verloren. Wer aber diesen Zweck hat, der muß schreiben in der Sprache des regierenden Volks." —

Die Fremdherrschaft wird weiter und tiefer in deutsches Land und Volk einschneiden, als uns bisher zu Bewußtsein gelangt ist. Sie wird in geistiger Beziehung vielleicht noch schwerer auf uns lasten als in politischer. Unsere Sprache wird ihre bisherige Gleichberechtigung verlieren, zuerst und für sehr lange Zeit, wenn nicht endgültig, im internationalen Handel und Verkehr, denn wer soll noch Deutsch lernen wollen, wenn doch unser Volk sich wehrlos allen Anforderungen fügen und mit dem Geduldetsein zufrieden sein muß? Dazu liegt noch im Deutschen ohnehin die Neigung, aus Gründen bloßer und oberflächlicher Zweckmäßigkeit seiner Sprache zu entsagen oder gar, wie in den Vereinigten Staaten, sie als ein Kainszeichen der Minderwertigkeit freiwillig abzuwerfen.

Wir müssen aber auch die Wahrscheinlichkeit anerkennen, daß das Deutsche seine Geltung als vollgültige Sprache der Wissenschaft in Bälde verlieren mag. In der jüngsten Vergangenheit war, wie die internationalen Kongresse es belegen, die Forschung drei-

sprachig: Französisch, Deutsch und Englisch. Die Gelehrten anderer, kleinerer Völker waren gezwungen, da die Kenntnis ihrer Sprachen nicht als erforderlich angesehen wurde, ihre Arbeiten in eine dieser drei Hauptsprachen zu übersetzen, wenn sie sie zu internationaler Geltung bringen wollten. So werden denn auch wir künftig nicht erröten dürfen, wenn wir gleich den Holländern, Schweden, Russen die Untergeordnetheit unserer Forschung eingestehen und unsere Schriften etwa so beginnen: In zwei früher veröffentlichten Abhandlungen, die nur den Wert vorläufiger Mitteilungen besitzen sollten und deshalb bloß deutsch veröffentlicht wurden usw.

Zwar gab es ein Volk, daß trotz jahrhundertelangem Verlust der politischen Selbständigkeit seine Sprache bewahrte und äußerlich glanzvoll dastand: das vom Römertum überwältigte Griechentum, das den politischen Sieger dann geistig überwand. Aber um welchen Preis!

Wohl war die griechische Sprache erhalten geblieben; sie besaß im östlichen Mittelmeergebiet die Alleinherrschaft und stand im Westen gleichberechtigt neben der lateinischen, so daß noch unter Julianus Apostata äschyleische Tragödien zu Paris in der Ursprache auf Verständnis rechnen konnten. Das Griechische war im ganzen Römerreich die Sprache der feineren Geistesbildung; es bot etwas, was die andere herrschende Sprache, das Lateinische nicht bieten konnte, war also etwas besonderes und besaß eine Bedeutung, die in der heutigen Welt vom Deutschtum nie in dieser Weise wird errungen werden können. Dennoch aber war der griechische Geist längst tot; unabgeändert ward immer das Geistesgut aus der Zeit der griechischen Selbständigkeit weitergegeben und das wenige Neue, das hinzutrat, konnte sich an Schwergewicht und innerem Wert mit dem fossil gewordenen Überlieferungsgut nicht im entferntesten messen. Künstlerische und wissenschaftliche Fruchtbarkeit besaß das Griechentum unter der Römerherrschaft nicht mehr. Julianus Apostata mußte, um die geistige Höhe des Heidentums zu erweisen, zurückgreifen auf die Werke des Äschylus, über eine Zeitspanne mehrerer Jahrhunderte hinweg gerade als ob wir, um den Wert deutscher Dichtung aufzudecken, uns allein auf die Epiker der Hohenstaufenzeit berufen müßten.

Die deutsche Sprache steht in der Gegenwart nicht da als die einzige Sprache, in der geistige Kultur möglich ist. Erstarb das

Griechentum geistig unter der Fremdherrschaft, so würde für uns dieses politische Geschick zugleich den Untergang unserer Sprache bedeuten.

Geist und Sprache eines Volks wachsen miteinander; wenn die Sprache erstirbt oder entartet, weil alle höher Strebenden ihr die Mitarbeit entziehen, so verdorrt auch der Geist, der sich diese Sprache nach seinem Bilde geschaffen hatte. Nicht im antiken Griechentum, sondern im heutigen Irland sehen wir das Schicksal vor Augen, das uns droht. Irlands alte, hochentwickelte Geisteswelt ward zertrümmert von dem damals kulturell keineswegs überlegenen englischen Eroberer. Heute ist Irlands Sprache als ein Brandmal niederer Abstammung nur in den elendsten Volksschichten noch lebendig, oder sie besteht fort in den Kreisen der Sprachforscher und weniger Schwärmer als ein galvanisierter Toter, ein Forschungsobjekt oder ein Spielzeug, kein Naturwesen, das kraftvolle Schößlinge treibt.

Wir haben uns jetzt und endgültig zu entscheiden, ob wir in aller Zukunft gelten wollen für ein Volk, das unter der Herrschaft einer gewalttätigen Kriegerkaste die wertvollsten Seiten seiner Begabung verkümmern ließ, Recht und Sitte mißachtete, so zwar ein rasch erblühtes Reich gründete und die Welt eine Weile lang mit seinem Lärm erfüllte, dann aber zum Segen des menschlichen Fortschritts seine Macht von der entrüsteten Menschheit in Trümmer geschlagen sah. Das Urteil der Geschichte wird immer und unter allen Umständen gefällt von der siegenden Partei. —

Oder wollen wir, daß auch unsere Stimme unter den Richtern gehört werde, daß wir das Recht und die Macht des Mit-Richtens wiedererringen? Dann müssen wir uns ein für alle Mal mit dem Gedanken vertraut machen, daß diese Macht nun und nimmermehr auf dem Schwert, auf Heer und Flotte und ebensowenig auf Handelsvorherrschaft beruhen wird. Die Zeiten sind für lange vorüber, in denen das deutsche Volk nach dem streben konnte, was man äußere, materielle Kraft und Macht nennt. Alles ward uns entrissen, was zum Erwerb dieser Macht taugen könnte.

Wir werden uns nur dann zu neuer Macht erheben, wenn wir uns stützen auf das, was uns unentreißbar bleibt, solange wir es nicht selbst in uns vernichten. Wir müssen es pflegen und stärken in uns selbst und in den uns folgenden Geschlechtern; es ist der tiefste Keim der deutschen Größe: der deutsche Geist.

Das einzige Feld, auf dem der Deutsche der Zukunft sich frei entfalten und ergehen darf, ist das der geistigen, nach innen gewandten Tätigkeit. Wie einst zu Fichtes Zeiten, so ist es auch in der Gegenwart nötig, zu allererst die Überzeugung lebendig zu erwecken, daß das jüngst noch gering bewertete, rein geistige Streben dem früher vorgezogenen materiellen nicht bloß gleichwertig, sondern für die Gegenwart und die Zukunft an Wert überlegen ist, daß wir also nicht, grausamster Not gehorchend, wieder hinabsteigen sollen zu Gefilden, die von unsern Vorvätern als mühsam überwundener Standpunkt verlassen wurden, da sie bessere Ziele zu erreichen vermochten, sondern daß wir damit beginnen, einen Irrtum wieder gut zu machen, an dessen Folgen wir eben jetzt gescheitert sind.

Nun scheint es freilich, als wäre doch nicht Betätigung des deutschen Geistes, sondern Neuaufbau von Landwirtschaft und Industrie die Aufgabe der nächsten Zukunft: Wirtschaft und Handel, nicht aber Philosophie und Denken.

Wir dürfen auf die Frage, was wichtiger sei, keine Zeit verschwenden. Jeder muß das Werk treiben, das gerade vor ihm liegt, und er muß es treiben, als hinge der Gesamterfolg ganz allein von diesem vor ihm liegenden Teile des Ganzen ab.

Durch was stieg die deutsche Landwirtschaft zu ihrer Höhe empor? Doch gewiß nicht wegen der Fruchtbarkeit des Bodens oder durch die Gunst des Klimas, sondern weil die Wissenschaft, weil der deutsche Geist zu Hilfe kam und dem kargen Boden, dem rauhen Klima widerwillige Erfolge abrang. Die deutsche Technik überholte die ihr weit vorangeschrittene Englands, weil sie wissenschaftlich vorging, weil sie etwas eigenes bot, das sonst nicht da war und nur von den Deutschen hervorgebracht werden konnte. Die deutsche Wissenschaft wird nur dann in internationaler Achtung fortbestehen, wenn sie etwas eigenes bringt, und wenn sie die ausländischen Forscher zwingt, Kenntnis von ihr zu nehmen und die deutsche Sprache zu erlernen und zu achten, weil in ihr etwas vorgetragen wird, was unentbehrlich und sonst nirgends vorhanden ist.

Nur auf geistigem Gebiet liegt es in unserer Macht, das Deutschtum als Weltmacht aufrecht zu erhalten; nur durch den in ihr waltenden Geist vermag die deutsche Technik sich wieder neben den äußerlich so sehr viel begünstigteren zu erhalten; sie muß etwas

eigenes, unentbehrliches sein oder sie ist in Bälde nichts mehr, ertrunken in den Erzeugnissen der weltbeherrschenden Mächte.

Nur wenn wir geistige Weltmacht bleiben, können wir hoffen jemals wieder völkische Geltung zurückzugewinnen. Dem deutschen Forscher, dem jetzt lebenden und dem heranwachsenden Geschlecht obliegt vor unserem Volke die Pflicht, durch Intensität der Arbeit den inneren Wert seines Werks so hoch zu steigern, daß die Ungunst der äußeren Umstände völlig wettgemacht wird. Schwer ist diese Pflicht und zahllose Opfer werden auf der Strecke bleiben. Ihnen wird man dann wieder die Worte ins Grab rufen müssen, mit denen Lessing den Mißerfolg seines frühverstorbenen Freundes, des Dichters und Naturforschers Mylius, zu entschuldigen suchte, und die darauf hinauskommen, daß deshalb Deutschland so arm an hervorragenden Männern sei, weil eine unverhältnismäßig große Anzahl der zur geistigen Führerschaft berufenen in elenden Verhältnissen geboren werde und in ihnen lebe, also die Kräfte des Leibes und des Geistes vorzeitig erschöpfe in Entbehrungen und geistigem Tagelöhnerwerk.

Hat sich denn nun der Weg nicht erprobt, auf dem unser Volk sich zuletzt diesem Elend entrang? Können wir denn etwas besseres tun, als diesen Weg, der schon einmal zum Erfolge führte, noch einmal durchwandern, nachdem wir wieder zu dem alten Ausgangspunkt zurückgeworfen wurden? Diesen Fragen antworten wir: ob denn wirklich die jüngste Vergangenheit befriedigt war von dem Erfolg, und ob ihr nicht durch eine Art von bösem Gewissen die Befriedigung über das Erreichte vergällt wurde?

Wir sahen ein ungeahntes Gedeihen von Handel und Erwerb, einen von Jahr zu Jahr reicheren Zuwachs des Nationalwohlstandes. Und dennoch herrschte Unzufriedenheit allüberall; nicht die strebende Unzufriedenheit, die Vorbedingung allen Aufstiegs ist, sondern die nörgelnde, zersetzende Unzufriedenheit dessen, dem seine Erfolge nichts gelten, weil sie ein stets wachsendes, unerträgliches Gefühl des Hungers nach etwas anderem, unerreichbarem oder in der Raserei der Alltagsarbeit unerkennbarem ungestillt lassen. Materielle Interessen erfüllten das Leben; wer diesen Göttern nicht diente, mittelbar oder unmittelbar, der sah sich ausgeschlossen von jedem freieren, weiter ausgreifenden Wirken und mußte sich damit trösten, daß er Glied sei einer kleinen zerstreuten Gemeinde

von stillen und einsam wirkenden, untereinander unbekannten Geistern.

Hervorragende Männer der verschiedensten Art, der verschiedensten Ziele, aber gleich unermüdlich in ihrer Arbeitskraft und ihrer das letzte Können erschöpfenden Arbeitslust traten an die Spitze des tätigen Lebens. Aber herrschten sie, herrschte unser Volk über sein Erwerbsleben oder ward es vom Erwerbsleben beherrscht? War es nicht in eine Tretmühle getrieben, die zu einer nur beim ersten Schritt freiwilligen, später aber zwangsmäßigen Arbeit nötigte und den ihr verfallenen wie einen leibeigenen Hörigen vorwärts trieb mit der unbarmherzigen Gesetzmäßigkeit des bloß materiellen Geschehens und mit der Wucht der toten Masse, bis alle Kraft des Körpers und des Geistes verausgabt und aufgerieben war in einem Erwerben um des Erwerbs willen? War dieses Erreichte wirklich das, was unser zur Sonne strebender Volksgeist begehrte?

Vor solcher Entwicklung hatte bereits Goethe gewarnt, der doch nur ihre allerersten Anfänge sah: „So wenig nun die Dampfmaschinen zu dämpfen sind, so wenig ist dieses auch im Sittlichen möglich: Die Lebhaftigkeit des Handels, das Durchrauschen des Papiergelds, das Anschwellen der Schulden um Schulden zu bezahlen, das alles sind die ungeheuren Elemente, auf die gegenwärtig ein junger Mann gesetzt ist. Wohl ihm, wenn er von Natur mit mäßigem, ruhigen Sinn begabt ist, um weder unverhältnismäßige Forderungen an die Welt zu machen, noch auch von ihr sich bestimmen zu lassen." — Weit bestimmter und drohender vermochte sich Friedrich Vischer in seinem „Auch Einer" auszudrücken: „Sehen Sie, die Deutschen können das Glück und die Größe nicht recht vertragen. Ihre Art Idealität ruht auf Sehnsucht. Wenn sie's einmal haben und nun nichts mehr zu sehnen ist, so werden sie frivol werden und sagen; unsere Heere haben's ja besorgt, seien wir jetzt recht gemeine Genuß- und Geldhunde mit ausgestreckter Zunge." Er meinte, diese Entwicklung habe nach 1870/71 eingesetzt und in kurzer Frist schon beängstigende Fortschritte gemacht. Er hatte nur die stille Hoffnung, daß eine „anständige Minorität" übrigbleiben und die Führung an sich reißen werde nach einem neuen Krieg, der die letzten Kräfte aufrufen, dann aber natürlich siegreich ausgehen sollte. Es überrascht nicht, unter diesen Zweiflern auch Friedrich Nietzsche zu finden, der in seiner „Götzendämmerung" einen Abschnitt überschrieb: „Was den Deutschen abgeht". Dort heißt es: „Vielleicht kenne ich die Deutschen, vielleicht darf ich selbst ihnen ein paar Wahrheiten sagen. Das neue Deutschland stellt ein großes Quantum vererbter und angeschulter Tüchtigkeit dar, so daß es den aufgehäuften Schatz von Kraft eine Zeitlang selbst verschwenderisch ausgeben darf. Es ist *nicht* eine hohe Kultur, die mit ihm Herr geworden, noch weniger ein delikater Geschmack, eine vornehme Schönheit der Instinkte; aber *männlichere* Tugenden, als sonst irgendein Land Europas aufweisen kann. Viel guter Mut und Achtung vor sich selber, viel Sicherheit im Verkehr, in der Gegenseitigkeit der Pflichten, viel Arbeitsamkeit, viel Ausdauer — und eine angeerbte Mäßigung, welche eher des Stachels als des Hemmschuhs bedarf. Ich füge hinzu, daß hier noch gehorcht wird, ohne daß das Gehorchen demütigt. — Und niemand verachtet seinen Gegner."

„Man sieht, es ist mein Wunsch, den Deutschen gerecht zu werden. Ich möchte mir darin nicht untreu werden, ich muß ihnen also auch meinen Einwand machen. Es zahlt sich teuer, zur Macht zu kommen; die Macht *verdummt*. Die Deutschen — man hieß sie einst das Volk der Denker; denken sie heute überhaupt noch? Die Deutschen langweilen sich jetzt am Geiste, die Deutschen mißtrauen jetzt am Geiste, die Politik verschlingt allen Ernst für wirklich geistige Dinge. — ‚Deutschland, Deutschland über alles', ich fürchte, das war das Ende der deutschen Philosophie."

„Man mache einen Überschlag; es liegt nicht nur auf der Hand, daß die deutsche Kultur niedergeht, es fehlt auch nicht am zureichenden Grund dafür. Niemand kann zuletzt mehr ausgeben als er hat. Das gilt von Einzelnen, das gilt von Völkern. Gibt man sich aus für Macht, für große Politik, für Wirtschaft, Weltverkehr, Parlamentarismus, Militärinteressen, gibt man das Quantum Verstand, Ernst, Wille, Selbstüberwindung, das man ist, nach dieser Seite weg, so fehlt es auf der andern Seite. In der Geschichte der europäischen Kultur bedeutet die Heraufkunft des ‚Reichs' vor vor allem eins; eine Verlegung des Schwergewichts. Man weiß es überall bereits; in der Hauptsache — und das bleibt die Kultur — kommen die Deutschen nicht mehr in Betracht. Man fragt: habt ihr auch nur einen für Europa mitzählenden Geist aufzuweisen? wie euer Goethe, euer Hegel, euer Schopenhauer mitzählte? Daß

es nicht einen einzigen deutschen Philosophen mehr gibt, darüber ist des Erstaunens kein Ende."

Es ist zwecklos weitere solcher Urteile anzuführen. Es sind ja doch nur Anwaltsreden, und der Richter hält sich nicht an deren Masse, sondern nur an das Gewicht der Beweisgründe. Bewiesen aber wird durch diese Art von Bekundungen nur, daß zwischen dem deutschen Geistesleben zu Anfang des 19. und des 20. Jahrhunderts ein höchst schroffer Gegensatz bestand, ein Wandel, den manche beloben, andere beklagen, und der unzweifelhaft in ursächlichem Zusammenhang steht mit dem Aufschwung des deutschen Wirtschaftslebens und des deutschen Reichtums. Um nähere Klarheit zu gewinnen, betrachten wir die gleichzeitige Geschichte des geistigsten Elements im Leben eines Volks, seiner Kunst. Sehr bedeutsam in diesem Zusammenhang sind die hohen für Möbel der sog. Biedermeierzeit gezahlten Preise. Den Fortschritt der Technik im 19. Jahrhundert und den Überwert der deutschen Mitarbeit daran hören wir von der Allerweltsweisheit preisen bis zum Überdruß. Der Fortschritt besteht, und niemand bestreitet ihn; sobald aber unsere Ansprüche, wie bei der Einrichtung unserer Wohnräume, sich über die Befriedigung des unerläßlichsten, materiellen Bedürfnisses erheben und etwas geistiges, stimmungshaltiges, also einen Einschlag von Kunst verlangen, so lehnen wir selbst die Werke unserer hochgesteigerten, vielgerühmten Technik ab und greifen zu denen der letzten handwerkernden Zeit, oder ahmen deren Werke möglichst nach. Wir bevorzugen und zahlen mit hohen Preisen das, was für unsere Vorväter keineswegs besonderen Kunstwert hatte, sondern ihnen nur den Wert eines ganz beliebigen, vom nächstwohnenden Meister gelieferten Gebrauchsgegenstandes besaß.

Dem Epigonentum der deutschen Dichtung nach Goethe folgte die Wüste, unterbrochen durch Oasen; die Musik verflachte und veräußerlichte, erlag immer mehr dem Wahn, daß Massenwirkung Tiefenwirkung sei. Mozarts drei Posaunen im Don Juan und die Lärmorkane des heutigen Orchesters kennzeichnen den Abstand, wobei nicht vergessen werden darf, daß Richard Wagner noch nicht einmal dem deutschen Kaiserreich, sondern einer etwa 20 Jahre davor liegenden Zeit angehört. Die Technik, das Materielle, das Einzelne, die zerfahrene, irreführende Schilderung des Banalwahren, das Geistlose wuchert in den Kunstwerken der Gegenwart,

die sämtlich nur vom Tage für den Tag ersonnen scheinen, jedenfalls nur als solche Eintagsblüten leben, um sofort zu welken und zu veralten. Wer vermag denn heute noch Makarts Gemälde zu loben oder Spielhagens Romane wirklich teilnehmend zu lesen! Es war alles ohne Ewigkeitswert und für die Kultur belanglos.

Die Wissenschaft aber! Scheint nicht von den Ruhmestaten der deutschen Wissenschaft die ganze Welt widerzuhallen, die ganze Welt den deutschen Universitäten zu nahen, um zu lernen, was wahre Wissenschaft sei und wie man sie betreibe? Das Ausland urteilte anders. Ein hervorragender französischer Botaniker schrieb schon im Jahre 1877: „Die Methode der Deutschen besteht darin, alles einer Analyse zu unterwerfen, Einzelbeobachungen zu sammeln, die Fakta mit der Lupe zu studieren, indem sie aus dieser allgemeinen Untersuchung jeden Systemgeist verbannen, ja, indem sie sich sogar vor jeder allgemeinen Idee hüten. Keine Überblicke, sondern ein peinlich genaues Durchstöbern von Winkeln der Natur, geduldig aneinander gereihte kleine Wahrheiten. Um etwas zu schaffen, was den Namen Wissenschaft verdient, muß man die Analyse durch die Synthese ergänzen. Diese unumgänglich nötige Ergänzung vernachlässigt das Deutschland unserer Tage zu Unrecht." —

Die deutsche Wissenschaft, das reinste Werk des deutschen Geistes, soll eine der Hauptwaffen zur Bewahrung und Wiedererringung unserer Weltgeltung sein. Sagt uns ein berufener und sachkundiger Mund, sie sei schartig geworden und nicht mehr so überlegen, als wir es ihr zutrauten, so dürfen wir in so ernster Angelegenheit nicht hochmütig solchen Einwand überhören, sondern wir müssen diese unsere beste Waffe prüfen, selbst nach den Scharten suchen und sie auszuwetzen streben, oder doch sehen, was an ihr als Scharte empfunden wurde.

III.

Was klagst du über Feinde?
Sollten solche je werden Freunde,
Denen das Wesen, wie du bist,
Im Stillen ewiger Vorwurf ist?
(Goethe.)

Viel Feind, viel Ehr, so lautet ein altbekannter, bewährter Satz. Wo steigert sich Haß und Feindschaft zu höchster Erbitterung? Wo drängen sie am unersättlichsten zur Stillung des Vernichtungsdurstes? Dort, wo entweder ein früher angebetetes verbrannt werden soll, oder wo ein Gefühl der Schwäche sich befreien will von der Not, ein überlegenes anerkennen zu müssen und es dennoch zur Bewahrung der Selbstvergötterung nicht anerkennen zu dürfen. Je höher die Wut des Hasses steigt, desto höher erweist sich gerade dadurch der Wert des Gehaßten. Dieser uralte Gedanke ist dem gegenwärtigen Deutschtum abhanden gekommen; er ist verschüttet unter den Trümmern unserer früheren Lebensanschauungen und Lebensforderungen. Wir heben ihn heraus und lassen ihn aus der Ferne und Höhe herabstrahlen auf unser Werk, das noch immer in der gründlichen Erkenntnis unserer gegenwärtigen Not besteht.

Das Ausland schätzt den Wert unserer deutschen wissenschaftlichen Forschung anders ein, als wir glaubten es fordern zu können. Man tadelt an unserer Wissenschaft der letzten Jahrzehnte, daß die sich nur auf Erforschung der Einzelheiten gerichtet habe ohne zusammenfassende Ideen zu entwickeln. Wir erinnern uns daran, daß Nietzsches Tadel ähnlich lautete, aber wir gehen vorüber an dem Urteil, das Professor Wilson jüngst über die deutsche Wissenschaft gefällt hat. Die Mitglieder des Institut de France, vor denen er sprach, haben zweifellos dem Präsidenten der Vereinigten Staaten Beifall gegeben, aber über den sachunkundigen Gelehrten können sie nur im stillen erstaunt gewesen sein. Etwas völlig Wertloses wird sogar im Reich der Reklame niemals zu einer dauernden, das Bekämpfen erfordernden Macht. Wir halten uns an ein Urteil, das von einem Angehörigen dieser selben Körperschaft im Jahre

1915 ausgesprochen wurde, und das bei aller Kriegsstimmung, die darin atmet, wissenschaftlich geblieben ist. Es lautet: „Alle wissenschaftlichen, philosophischen, historischen oder literarischen, seit 40 Jahren von den Deutschen veröffentlichten Schriften haben eine Masse von Einzelheiten gebracht, von denen viele sehr interessant sind; sie haben zahllose Analysen geliefert, aber keine große Synthese von Tatsachen oder Ideen. Die Klassifizierungen und die Bibliographie nehmen darin einen großen Raum ein, die Verallgemeinerungen, die philosophischen Gesichtspunkte, ohne welche die Wissenschaft nur ein Dorngestrüpp wäre, sind darin selten und fast immer kindlich." —

Zwecklos wäre es, solche Urteile abzulehnen. Die Beurteiler haben in unseren Werken keine zusammenfassenden Ideen gefunden, oder nennen das, was sie fanden, eben nicht „zusammenfassende Ideen". Daß die deutsche Wissenschaft Vorzügliches leistete, bestreitet kein Sachkundiger, aber sie besaß jetzt eine andere Art von Vorzüglichkeit als das, was vor hundert Jahren an ihr Vorzüglichkeit hieß. Auf Erforschung der Einzelheit, auf gewerbliche Anwendbarkeit war es abgesehen. Die deutschen Universitäten boten vorzügliche Schulung für den Beobachter; daher rührte ihr Weltruhm.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts, zu Zeiten Schellings und Hegels, war es darauf abgesehen, das Einzelne unter Ideen zusammenzufassen, den beobachteten Stoff durch Ideen zu bewältigen, die verwirrende Fülle der materiellen Tatsachen fernzuhalten von demjenigen, der nach einer geistig brauchbaren Formulierung des Erkannten suchte, so daß geistige Verarbeitung möglich war. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurde ebenfalls bei uns ein lebhaftes Bedürfnis empfunden nach Zusammenfassung, nach geistiger Ordnung des unablässig vermehrten Stoffes an Beobachtungen und Einzelerfahrungen. Die so entstandenen Sammelwerke enthielten aber nur eine möglichst gedrängte, möglichst übersichtliche Aufzählung des Einzelnen. Jeder Abschnitt war bearbeitet von einem Spezialisten, und jeder dieser Spezialisten hatte das Recht, über die letzten, geistigen Endergebnisse seine eigenen Ansichten zu entwickeln. Es war also keine geistige Einheitlichkeit der Vorstellungen erfordert.

Was zu Beginn des 19. Jahrhunderts das Wesentlichste war, das galt hundert Jahre später als gleichgültig. Eben dieses ist in

den genannten französischen Urteilen gemeint, und auch in denen so mancher deutscher Gelehrter, die da im vertraulichen Kreise äußerten, der Strom der deutschen Wissenschaft ginge breit, aber nicht tief. An diesem Wandel ist zu einem Teile schuld, daß vor hundert Jahren die deutschen Forscher zu arm waren, um sich mit Nachdruck auf das Beobachten zu werfen. Beobachten kostet Geld; geistige Verarbeitung des von andern beobachteten vollzieht sich mit geringem Aufwand in der Studierstube. Aber zu einer vollen Erklärung reicht dieses allein nicht aus.

Niemand kann behaupten, daß die völlige Hingabe an das Materielle und Tatsächlichgreifbare, die kennzeichnend war für unsere jüngste Kunst und Wissenschaft, der deutschen Volksart mehr zugesagt habe, als das Dasein als Volk der Denker und Dichter. Wie sehr im Gegenteil unser Volk sich nach Ideen sehnt und der geistigen Ideale bedarf, das bewies der geistige Zustand Deutschlands im August 1914. Wie mit einem Schlage schwand die stockende Luft der allgemeinen und gärenden Unzufriedenheit, der inneren Zerrissenheit: Ein ideales Ziel, die Vaterlandsverteidigung, trat da vor alles andere Streben; ein Jubelsturm der Begeisterung brach aus, dem keiner sich entgegenzustemmen wagte. Wie ein Regen auf ausgedörrtem Land über Nacht Blühen und Gedeihen hervorzaubert, so wirkte dieses Ideal trotz der Opfer, die, wie wir wußten, gefordert waren, wenn wir auch ihre Schwere nicht ahnten. Als das Heer ausgezogen war, und die Idee nicht mehr verkörpert vor uns stand, verlor sie ihre Kraft; die Begeisterung brach bald zusammen. Die alte Stickluft stieg rasch empor, je mehr das Erwerbsleben daheim die Herrschaft wieder an sich riß. Das Volksleben ward dem der Friedenszeiten immer ähnlicher, ging sogar über die altgewohnte Zerrissenheit und Unbefriedigung noch hinaus.

Vor unsern Augen taucht nun ein 11 Jahre früher liegendes Ereignis auf: Zeppelins Unglück bei Echterdingen. Auch damals rauschte ein Begeisterungssturm jäh entfacht durch unser Volk. Eine technische Idee war einem Manne zum Lebensideal geworden, der dann an der Schwelle des Erfolgs, zum Neubeginn unfähig, anscheinend endgültig scheiterte. Nicht um einen Triumph der Technik zu erzwingen, sondern um dem in der Person Zeppelins verkörperten Ideal zum Siege zu helfen, trat das Gesamtvolk aus freiem, eigenen Entschluß als Helfer ein.

Jede Einseitigkeit rächt sich in der Natur: Bleibt einem innewohnenden Trieb die freie, zum Nutzen des Ganzen beitragende Betätigung verwehrt, so schlägt er um und wird ein giftiger Schädling. „Naturam expellas furca, tamen usque recurret.“ Nur findet dieser Trieb dann nicht die richtige, heilsame Stelle des Wirkens, sondern er drängt sich am falschen Orte ein, wo man sein Eingreifen nicht erwartet und deshalb nicht an Abwehr denkt. Die deutsche Wissenschaft steuert ihrem Wesen nach auf allgemeine Ideen zu; sie enttäuscht, wenn solche fehlen. Aber die Wissenschaft zeigt auch, als ein reaktionsempfindlicherer Körper, doch nur die Krankheitserscheinungen deutlicher, die, nur weniger sichtbar, im ganzen deutschen Leben vorhanden waren.

Nicht wenige hatten die Herrschaft des rein-stofflichen in unserm Leben als Schaden und als Ursache der Lähmung erkannt, aber niemand hörte auf sie. Im Gegenteil: sie wurden fast als urteilslose Narren oder als Neider behandelt. Vor einem ähnlichen, freilich nicht annähernd so auf die Spitze getriebenen Zustand sah sich Fichte, und seine Worte haben für uns volle Gültigkeit behalten: „Das, was uns eigentlich stürzte, war die süße Selbstzufriedenheit mit uns und unsrer Weise, da zu sein. Es war bisher gegangen und ging ebenso fort; wer uns zum Nachdenken aufforderte, dem zeigten wir statt einer anderen Widerlegung triumphierend unser Dasein und Fortbestehen, das sich ohne alles unser Nachdenken ergab. Es ging aber nur darum, weil wir nicht auf die Probe gestellt wurden.“ —

Der äußere Erfolg, der gewogen, gezählt und gemessen werden kann, scheint ein allzumächtiger Beweis für die Richtigkeit der eingeschlagenen Wege; die im tätigen Leben Stehenden, also die überwiegende und in der Öffentlichkeit wirksamste Mehrzahl der Menschen kann sich nur durch schwersten Zwang davon überzeugen lassen, daß dieses sichtbarste geringwertiger sein solle, als ein inneres, das man im Drange des Alltagslebens allzuleicht übersieht, vergißt oder verkennt.

Jetzt freilich wurden wir auf die Probe gestellt. Jetzt ist es Binsenweisheit, daß das kommende Deutschland dem Materiellen zu entsagen und das Ideelle zu pflegen hat. Die Trauben sind eben sauer geworden, und daß die neubekehrten Idealisten Weisheiten verkünden, die ihnen noch sehr neu sind, und deren Umfang und Wesen sie noch gar nicht verstanden, das ergibt sich allerorten.

Kunst und Wissenschaften, geistige Interessen, so meint man, sollen jetzt das Leben lebenswert machen; der frühere materielle Luxus wird mit allen erreichbaren Steinen beworfen. So meint vielleicht ein über Nacht verarmter Mann, er wolle jetzt keine teuren Reisen machen, keinen großen Haushalt mehr führen, sondern sich nur noch schöne Bücher kaufen. — Er hat auch dazu kein Geld mehr, hat für nichts als für das blanke, notdürftige Leben noch Mittel übrig!

Von Kunst, Wissenschaft und geistigen, über den Alltag erhebenden Interessen als Selbstzweck wird im zukünftigen Deutschland nur sehr wenig, wenn überhaupt noch die Rede sein. Wir haben in unserm bisherigen Leben einen in uns lebenden Trieb verkommen lassen. Es ist eine geistige Wunde in unserm Volk entstanden, die ein schwärender Herd gefährlicher Erkrankung geworden ist, und diese Wunde müssen wir heilen, wenn wir weiterleben wollen, vor und neben allem, was sonst als Zukunftspflicht auf uns lastet. Soweit geistiges Leben hierzu fruchtet, nur so weit werden wir seine Pflege vor uns verantworten können! Die sittlichen Grundlagen des Gemeinschaftslebens sind jetzt in Deutschland niedergebrochen mit allen Stützen und Streben; sie müssen wieder aufgebaut werden, wenn bei uns überhaupt noch von einem Wiederaufstieg die Rede sein soll. Kein weiteres Existenzrecht haben Kunst und Wissenschaft in unserer Zukunft! Das Ideelle, das wir zu pflegen haben, besteht nicht in Blüten des geistigen Lebens, sondern in Früchten, die uns nötig sind zur Erneuerung der sittlichen Grundlagen, der sittlichen Wurzeln alles Kulturdaseins überhaupt.

Die Aufgabe, welche die Gegenwart zu lösen hat, ist innerlich unendlich viel schwerer, als die, welche vor Fichtes Zeitgenossen stand. Viele Willensentscheidungen, die zum Gedeihen des Gemeinwohles unerläßlich sind, und die zu Fichtes Zeiten ohne bewußte Mitwirkung des Willens geschahen auf Grund fester geistiger Bindungen, die damals als selbstverständliche, unerschütterliche, unweigerliche Pflichten überall empfunden wurden und ohne Widerstreben der Anerkennung gewiß waren, diese müssen jetzt geschehen auf Grund freien und bewußten sittlichen Entschlusses. Die Gründe aber, die zu solchem Entschluß führen können, sind im Volksbewußtsein so gut wie unlebendig wegen der materiellen Richtung, die unser ganzes Denken genommen hat.

Um des Wandels der Zeiten gewahr zu werden, denken wir zunächst daran, daß nach dem Zusammenbruch des friderizianischen Preußen die Autorität des Staatsganzen erhalten blieb in der Person des Königs. Der Zusammenbruch des kaiserlichen Deutschland hat alle überlieferten Autoritäten mit in den Strudel hinabgerissen, so daß wir den politischen Kernpunkt der Sammlung, der damals erhalten geblieben war, erst selbst wieder neu schaffen müssen. Die tieferen Ursachen dieses Unterschieds sind sittlicher Art und bestehen keineswegs in äußerlich-geschichtlichen Zusammenhängen oder gar in den Unterschieden der persönlichen Charaktere Friedrich Wilhelms III. und Wilhelms II.

Staatsgesinnung und Staatsverfassung im friderizianischen Preußen war ständisch-patriarchalisch, ein Zustand, dessen sittliche Berechtigung damals höchstens von ganz vereinzelten in Frage gezogen wurde. Tatsächlich bestand ja auch — der Forderung nach und fast überall auch in Wirklichkeit — ein Gleichgewicht der sittlichen Rechte und Pflichten, da den durch Geburt zugewiesenen Standesvorrechten ebenso angestammte Standesvorpflichten entsprachen. Der Angehörige des rechtlich-untergeordneten Standes fand sein Mindermaß an Berechtigung aufgewogen durch einen — durchweg auch gewährten — Anspruch auf Schutz und Hilfe aus der größeren Macht des Vorberechtigten. Im ganzen war es ein Verhältnis wie zwischen Vormund und minderjährigem Mündel und sittlich ebenso einwandfrei wie diese familienrechtliche Beziehung.

Patriarchalische Gesinnung besteht darin, daß die in Abhängigkeit stehenden Angehörigen beider beteiligten Stände sich wirklich als Einheit empfinden. Es ist vorgekommen, daß Gutsansässige für ihren in Geldnot befindlichen Gutsherrn durch Zusammenschießen ihrer Ersparnisse eingetreten sind, ohne daß dadurch die Autorität des „Herrn" Schaden litt. Für die Tagelöhner wäre der Bankrott ihres Herrn ebensosehr Schande gewesen, wie für den Herrn ein Bettelzug seines Taglöhners. Die Einheit war „das Gut", dem Tagelöhner und Herr beide angehörten. Eben darum konnte damals auch der König von Preußen „eine Bataille verlieren", ohne an Autorität einzubüßen; der Staat konnte äußerlich zertrümmert werden und dennoch im sittlichen Empfinden der „Untertanen" fortbestehen als eine lebende, an die Institution des Königtums und erst in zweiter Linie an die Person des Königs geheftete Idee.

Diese sittliche Struktur gehört beim deutschen Volk wie bei allen andern der Vergangenheit an. Schon im alten Preußen bestimmten nicht mehr ausschließlich Abstammung und Geburt über die Standeszugehörigkeit, sondern die Strenge des alten Grundsatzes wurde durchlöchert, als befähigten Individuen gestattet wurde, sich aus eigener Kraft eine Stellung über ihrem Geburtsstand zu schaffen und Vormundschaftsrechte zu gewinnen ohne von frühester Jugend her an die Vormundschaftspflichten als an eine Selbstverständlichkeit gewöhnt zu sein. Das Aufblühen von Handel und Industrie beschleunigte die Zersetzung des alten Gliederungsgrundsatzes, veränderte außerdem den wirtschaftlichen Aufbau des Staates, da nun die ihrem Wesen nach stets am Überlieferten hängende Landwirtschaft aufhörte, der unbedingt vorherrschende Erwerbszweig zu sein.

Die neue Entwicklung zeitigte in den Städten Lebensverhältnisse, die mit patriarchalischer Gesinnung unvereinbar waren, dort allmählich die Grundlagen der geburtsständischen Autorität aufzehrten, dann auf die sittlichen Anschauungen der Landbevölkerung hinüberwirkten und dort auf beiden Seiten den Patriarchalismus zurückdrängten.

Die sittliche Art eines Volks und die Staatsgesinnung der Einzelpersonen sind nicht allein abhängig von der gleichzeitigen politischen und wirtschaftlichen Gliederung, der Staatsverfassung im weitesten Sinne, sondern werden sehr weitgehend mitgestaltet durch Überlieferung und Gewöhnung. So empfand Friedrich Wilhelm IV. noch durchaus ständisch-patriarchalisch zu einer Zeit, wo die weitesten Kreise seines Volks, besonders das geistig und wirtschaftlich führende Bürgertum schon zu einer individualistischen Staatsgesinnung übergegangen waren.

Diese vermag geburtsständische Vorrechte nicht mehr als unbedingt sittlich-vollwertig anzuerkennen, sondern läßt politische Vorrechte nur gelten, wenn sie an die Person, an Amt oder Besitz geknüpft sind und ihnen als Gegenwert ein entsprechendes Mehr an Arbeit für den Staat oder an Geldleistung gegenübersteht. Die Vorpflicht des Bevorrechtigten bezieht sich nun auf den Staat; diesem stehen alle Bürger als Individuen gegenüber ohne sonstige rechtliche Bindungen, was natürlich nicht ausschließt, daß die Bevorrechtigten ihre Rechte und Pflichten wie ihren sonstigen Besitz erb-

lich zu machen streben. Die Autorität des Königtums kann in ruhigen Zeiten als herkömmlich gegeben weiter bestehen, gerät aber bei jedem Mißerfolg gefährlich ins Wanken. Diesem Zustand der Staatsgesinnung entspricht die konstitutionelle Monarchie; in ihr wird das Königtum allmählich zu einem Staatsorgan, das wesentlich unpolitischen Staatszwecken dient, als Einrichtung für die Staatshandlungen keine Verantwortung trägt, wohl aber durch die Person des Königs, auf Grund individueller Verantwortung auf das Geschehen Einfluß gewinnen kann.

In Preußen, und dadurch auch für Deutschland war diese Entwicklung, die unter Friedrich Wilhelm IV. sich geistig vorbereitete und unter Wilhelm I. in Erscheinung zu treten begann, aufgehalten worden durch Bismarck, der auf Grund seiner außenpolitischen Erfolge das Königtum wieder einsetzen konnte als lebendigen Träger der Macht im konstitutionellen Staat. Das absolute Königtum der ständisch-patriarchalischen Zeiten vereinigte alle Regierungsgewalt in sich und war sittlichen Einwendungen nicht ausgesetzt, weil es über den Parteien stand und — als Institution — in den Parteikampf nicht eingriff. Die Parteien waren nur Anwälte, das Königtum war Richter und entschied — der Forderung nach und in der Überzeugung der Volksmassen — frei und allein kraft angeborener Rechte und Pflichten.

Ein konstitutionelles Königtum, das als solches in den Gang der Staatshandlungen eingreift, entscheidet aber nicht mehr für sich allein, sondern begibt sich offen oder versteckt auf den Boden der Parteikämpfe. Es setzt tatsächlich immer seine Stimme und seinen Einfluß ein für eine der Parteimeinungen, kann also gar nicht hindern, daß es im Volksbewußtsein zu einem Glied der Parteiorganisation wird. Es sinkt dann von der übergeordneten Stelle herab, mag es auch die Formen der Unparteilichkeit und Überparteilichkeit noch so sorgfältig wahren: Das Königtum herrscht durch eine Partei, verliert also auch mit dieser seine ganze Macht und Autorität.

Man konnte voraussehen, daß ein derartiges Königtum eine schwere nationale Katastrophe nicht überdauern würde, aber daß sein Untergang so jäh und so widerstandslos geschah, das findet hierin noch keine ausreichende Erklärung.

Die deutsche Staatsgesinnung war ziemlich allgemein zu einer sozialen Ethik übergegangen; eine solche vermag politische Vorrechte höchstens dann anzuerkennen, wenn sie bezwecken, dem Bevorrechtigten Sonderleistungen für das Gesamtwohl zu ermöglichen oder zu erleichtern. Diese Staatsgesinnung findet sich vorzüglich mit einer Diktatur, schwer mit einem Königtum ab, denn sie sieht in jeglichem materiellen und sonstigen Besitz nur ein von der Gesamtheit dem Einzelnen überwiesenes Leihgut, für dessen Gebrauch Verantwortung geschuldet wird. Tatsächlich kann freilich ein Königtum neben sozialer Ethik fortbestehen, wenn es nämlich in die Staatshandlungen nicht eingreift. In Preußen-Deutschland aber hatte sich die Staatsregierung und ihre sichtbare Spitze gegen die neue sittliche Entwicklung gestemmt; das Königtum wurde mit der Verantwortung für diesen Kampf beladen, und so waren die ohnehin geschwächten Wurzeln, mit denen es in der Staatsgesinnung des Volkes haftete, einer von innen heraus wirkenden Zersetzung preisgegeben.

Der ethische Sozialismus ward lebendig und ward politische Macht in der Sozialdemokratie, doch verquickt und verschweißt mit einer ganzen Anzahl völlig verschiedenartiger, untereinander durchaus nicht verwandter Gedanken. Gegen diese Zusätze vornehmlich trat das Königtum in die Schranken, suchte die Bewegung zu vernichten; da aber das sittliche Ideal der Bewegung stets neue Kräfte verlieh, so gelang nur ein Aufstauen. Gegen Ideen und gegen Ideale sind politische Maßregeln machtlos: das hätte gleich zahllosen andern auch die Staatsregierung erkennen können und müssen, wenn sie eben nicht in völlig materieller Denkweise befangen, den Kampf mit Ideen gegen Ideen für unter ihrer Würde gehalten oder doch wenigstens sehr ungeschickt geführt hätte. Es war seit langem offenbar, daß die Staatsleitung nicht fähig sei, genügend starke Dämme zu errichten, und daß unweigerlich einmal der Augenblick kommen werde, in dem das zu Leidenschaft gesteigerte Wollen die Schutzwehr zerreißen und sich auf das Königtum stürzen würde, das nur noch als Feind eines Volksteils, und gar nicht als Vertreter des Volksganzen vor den Massen stand. Es ist zwecklos, darüber nachzudenken, ob das Königtum uns als ein Kernpunkt nationaler Neugestaltung hätte erhalten bleiben können, wenn die Persönlichkeiten Wilhelms I. und Bismarcks es nicht in den Verfassungskämpfen der sechziger Jahre so fest als mitgestaltende Kraft des Staatslebens in den Sattel gesetzt hätten; wohl aber ist es auf das höchste, gerade im Hinblick auf die Zukunft zu beklagen, daß es an einem solchen Kernpunkt, wie er vor hundert Jahren bestand, nun überhaupt fehlt.

Wir mögen die Schuldfrage zwecklos nennen; sie ist damit aber nicht beseitigt. Es ist vielmehr selbstverständlich, daß jetzt in der Agonie des kaiserlichen Deutschland bei jedem Rückblick die Frage Antwort heischt, wer denn schuld sei an dieser unheilvollen Entwicklung. Abermals finden wir den Führer in Fichte: „Das Übel wird durch die Unbekanntschaft damit nicht kleiner noch durch die Erkenntnis größer; es wird nur heilbar durch die letztere; die Schuld aber soll hier gar nicht vorgerückt werden. Züchtige man durch bittere Strafrede, durch beißenden Spott, durch schneidende Verachtung die Trägheit und die Selbstsucht, solange die notwendige Folge, das Übel noch nicht vollendet ist und von der Besserung noch Rettung oder Milderung sich erwarten läßt. Nachdem aber dieses Übel also vollendet ist, daß es uns auch die Möglichkeit, auf diese Weise fortzusündigen benimmt, wird es zwecklos und sieht aus, wie Schadenfreude, gegen die (bereits begangene) Sünde noch ferner zu schelten; die Betrachtung fällt (vielmehr) aus dem Gebiet der Sittenlehre in das der Geschichte, für welche die Freiheit vorüber ist, und die das Geschehene als notwendigen Erfolg aus dem Vorhergegangenen ansieht. Es bleibt für unsere Reden keine andere Ansicht der Gegenwart übrig als diese letztere (geschichtlich-erkennende) und wir werden darum niemals eine andere nehmen." —

Auch wir betreiben Geschichte nur, um aus ihr die Richtlinien für zukünftiges Handeln zu gewinnen; wir urteilen nicht, sondern suchen nach dem Zusammenhang von Ursachen und Wirkungen, überzeugt, daß alle Wirkung ihre Ursache gehabt habe und gar nicht anders, als sie war, ausfallen konnte. Und müssen wir nach sittlicher Schuld fragen, so handelt es sich für uns jetzt ganz und gar nicht darum, was im vergangenen Leben einzelne Personen oder ganze Stände an notwendigem unterlassen oder an schädlichem vollbracht haben, sondern dann haben wir auch festzustellen, was gewöhnlich aus unbewußter Feigheit oder aus bloßer Gedankenlosigkeit unbeachtet bleibt, nämlich unsere eigene Schuld in unserm eigenen Lebenskreise: Was taten und was unterließen wir selbst,

und was haben wir künftig eben in unserm eigenen Lebenskreise zu unterlassen oder zu tun? Mit Fichte sagten wir: Niemand außer uns selbst kann uns helfen, wenn uns geholfen werden soll. Dieses „Wir selbst" ist nicht der Staat, der gewöhnlich helfen soll, und dem alles auferlegt wird. Es ist wörtlich zu nehmen: Wir selbst, ich, Sie, wir müssen helfen oder es hilft niemand.

IV.

— Toute une France à refaire. —
(Emile Zola.)

Der Gedanke, mit dem am Ende von Zolas Roman „Der Zusammenbruch" der Held von dannen zieht in das unbekannte Land der Zukunft, beseelt jetzt uns. Aber jener Franzose wußte doch, daß ein ganzes geschlossenes Frankreich vor den geistigen Augen seiner sämtlichen Volksgenossen stand; wir müssen uns mit dem Bewußtsein quälen, daß wir auch Deutschland als ein Ganzes und als ein einheitlich geschlossenes Land vor den Augen unserer Volksgenossen stehend zu erhalten haben. Die Gefahr ist noch keineswegs gebannt, daß noch eine Zersplitterung in einzelne Gaue und Landschaften im stillen geplant oder laut gefordert werden wird.

Wir waren nur 50 Jahre hindurch ein einiges Reich; Frankreich war es seit vielen hundert Jahren. Die Unterschiede der Stämme sind in Frankreich nicht geringer als bei uns, aber seit langem ist man dort gewöhnt, in ihnen etwas untergeordnetes zu sehen, während bei uns die Erinnerung an alte Gegnerschaften und vergangene Selbständigkeit noch nicht erloschen ist und auch in diesen zwei Generationen nicht erlöschen konnte.

Um so gefahrvoller ist, daß dem Wiederaufbau der Kernpunkt fehlt, eine unangefochten dastehende Autorität, in der das Volksganze vergegenwärtigt ist, und mit der alle zum Wiederaufbau Drängenden sich ohne inneres Widerstreben zusammenschließen können. Diesen Kernpunkt in anderer Weise wiederzuschaffen, das ist eine Aufgabe, der sich jeder in seinem Kreis und nach dem Maß seiner Kräfte fortan zu widmen hat, wenn anders er sich der Verantwortlichkeit des zur Leitung berufenen und zur geistigen Führerschaft befähigten bewußt ist.

Es ist eine sittliche Aufgabe, denn wir müssen alles das als Angelegenheit der Sitte betrachten, was in irgendeiner Weise mit

der Leitung des Willens zu tun hat. Im täglichen Leben wird der Bereich des Sittlichen zu eng gefaßt, und wir haben uns von dieser Beschränktheit endgültig frei zu machen.

Die Aufgabe, einen Kernpunkt des völkischen Zusammenschlusses neu zu schaffen, ist gerade für uns Deutsche besonders schwer. Andere Völker halten auch in der Not und trotz einer mindestens ebensosehr auf materielle Blüte gerichteten Arbeit fest an dem Ideal der nationalen Einheit. Gerade uns ist dieses Ideal so bitter notwendig; gerade unserm Geist fügt es sich so schwierig ein. Wir neigen stets und in allen Kreisen des Volks dazu, das Deutschtum hinter internationale Gemeinschaftlichkeiten zurückzusetzen. Unter den Gebildeten schien es nur den Deutschen erstrebenswert, sich über das „Nationalvorurteil" zu erheben und als „guter Europäer" zu gelten. Nur in Deutschland rufen die Massen in vollem Ernst: Proletarier aller Länder, vereinigt euch! Nirgendwo sonst ward im Parteikampf so oft und ernst dem Gegner vorgeworfen, daß er Neigung zum Ausland zeige, denn nur bei uns hält man solche Schwäche des Nationalbewußtseines für wirklich möglich: wenn das deutsche Volk diese seine Schwäche vor dem Ausland eingesteht, so erntet es zuerst Mißtrauen, dann Verachtung.

Erschwert wird die uns auferlegte Pflicht außerdem durch die Entwicklung, die hinter uns liegt. Unser Leben ist seit Jahrzehnten nicht mehr auf geistiges, sondern ganz auf materielles, einseitig auf wirtschaftliche Blüte gerichtet. Auch die Revolution war weit ausschließlicher als irgendeine frühere wirtschaftlich verursacht und wirtschaftlichen Zielen gewidmet, wie sie ja auch dauernd eine starke Neigung verrät, in einen erbitterten, mit Maschinengewehren geführten Lohnkampf auszulaufen. Die Schwunglosigkeit der Reden in der Nationalversammlung, die Armut unserer Zeit an neuen und begeisternden Ideen ist oft vermerkt worden. Menschliche Größe gedeiht nur auf Grundlage sittlicher Größe, entfaltet sich erst bei sittlichen Zielen; und nur, wo das Volksganze fähig ist, bei sittlichen Anregungen mitzuschwingen, nur dort können große Menschen und große Gedanken ihre innere Kraft nach außen wirksam erweisen. Es gibt keine menschliche Größe, die nicht bereit wäre, für die Erreichung ihrer Ziele die größten Opfer zu bringen, bis zur Preisgabe des eigenen Selbst; durch die Opfer, die sie bringt, allein durch diese Opfer redet und verkündigt sich menschliche Größe. Daher kann sich der menschliche Geist nur dort zu Größe und gewaltiger Kraft entfalten, wo es sich um Ideen und Ideale handelt, denn nur wo diese leben, wird der Egoismus des Menschen zu schweren Opfern bereit; nur Ideale vermögen das Opfer des Egoismus zu erzwingen und zu einer selbstverständlichen Sache zu machen.

Wenn aber, wie bei den Deutschen jetzt, alles Denken auf Materielles gerichtet ist, eine Gesinnung, welche nicht von der materialistischen Philosophie erzeugt ist, sondern nur ihrem Sieg den Boden bereitet hat, so haben Ideen und Ideale nur sehr geringe Kraft. Die materielle Gesinnung gelangt sogar sehr leicht zu dem Entschluß, alle Ideen, alle sittlichen Ideale, alles rein gedankliche über Bord zu werfen, wenn dadurch nur die materielle Opferpflicht verringert und der äußere wirtschaftliche Erfolg erleichtert wird.

Wir sehen ja, was die Abgeordneten in Weimar, die hierin unbestreitbar die Gesinnung der Wählermassen widerspiegeln, hauptsächlich veranlaßt, an der Forderung der Einheit des Deutschen Reiches festzuhalten. Es ist nicht in erster Linie ideeller Patriotismus, wie er im Deutschland der Mitte des vorigen Jahrhunderts so laut und begeistert erklang; wer in Weimar die Tonarten der Paulskirche anschlagen würde, der wäre bald als Schwärmer beiseite geschoben. Der „praktisch erfahrene", so wie man jetzt diesen Begriff auslegt, stellt sich „auf den Boden der Tatsachen", d. h. er berücksichtigt nur das materielle ohne zu ahnen, daß Ideen in vollstem Sinne des Wortes „Tat"sachen sind, den stofflichen Tat„sachen" an Kraft und Wirksamkeit immer auf die Dauer überlegen. Wir verschmähen im öffentlichen Leben Tonarten, welche sich mit Erhabenheit, mit dichterischem Schwung vertragen: der Gedanke, daß die deutsche Volkswirtschaft im einigen Reich schneller wieder aufblühen würde, als in einem kleinstaatlich zerstückelten, diese praktische Erwägung ist jetzt die stärkste Stütze eines Staatsbaues, der doch seine Entstehung vorzugsweise einem begeisterten Idealismus, einer opferbereiten Vaterlandsliebe verdankt. Was würde aus der Einheitsforderung, sobald sich zeigte, daß als Preis für wirtschaftliche Wiedererhebung der Verzicht auf Einheit des Reichs gefordert würde? Die Hoffnung, daß dann die Weimarer Abgeordneten und das ganze deutsche Volk entflammt bereit sein würden

zu materiellen Opfern, und daß sie festhielten an dem Ideal, das unsern Vorvätern heilig war, vermag jetzt keiner guten Gewissens in sich zu nähren.

Die Geschichte des deutschen Volks belegt auf fast jedem ihrer Blätter, daß wir in politischen Dingen nur dann einig und zu dauernder Kraftentfaltung fähig sind, wenn wir das Ideal, das Opfer von uns fordert, sichtbar und greifbar, in einer Person gestaltet vor uns sehen. Das „Vaterland", wenn dabei an mehr als an die nächste, sichtbare Heimatscholle gedacht werden soll, bleibt uns ein lebloser Begriff. Die „Germania" ist nicht einmal soweit lebendig geworden, daß sie an Stelle ihres gelehrten Namens einen deutschen erhielt und aus ihrer Rüstung herauskam. Wir lebten sicher innerhalb der Wände unseres Hauses; alle unsere Gedanken richteten sich nach innen; die Germania aber stand noch immer unbeweglich und wies den Franzosen die Kaiserkrone, als hätte sie sie dort erobert und nicht sie gewonnen, weil das Sehnen des ganzen deutschen Volks seit langem nach dieser Krone ging, die dann während des Krieges, aber keineswegs allein durch den Krieg geschmiedet wurde. Dem Gemütsempfinden war die Germania nichts; sie war nur eine dekorative Allegorie, und wir besaßen — höchstens abgesehen vom „deutschen Michel" der „Jugend" und ähnlicher Blätter — keine Gestalt, uns das Vaterland zu vergegenwärtigen außer den Personen Wilhelms I. und Bismarcks.

Der Deutsche wird niemals ein guter Republikaner sein, denn eine persönliche Vertretung des Reichsgedankens, deren wir zur Entfaltung der vollen Kraft bedürfen, fehlt grundsätzlich in einer Republik. Die Anhänglichkeit an das republikanische Reich wird immer Verstandessache bleiben und kann niemals, wie bei vielen unter dem Kaiserreich, Herzenssache werden.

Der Kernpunkt einer Neugestaltung des Reiches, der zu Fichtes Zeiten wie natürlich im Königtum gegeben war, muß heute bewußt geschaffen werden. Die Schwierigkeiten, die in der geistigen Eigenart unseres Volkes liegen, müssen überwunden werden, so daß der Vaterlandsgedanke den heranwachsenden Geschlechtern zu festem, unerschütterlichem Besitz anerzogen wird. Aber wie soll er verankert werden, auf daß er hafte? Bisher versuchte man ihn anzuknüpfen an den Glauben an Deutschlands äußere Macht und Herrlichkeit. Wir müssen nach andern Wegen suchen, denn der alte

Barbarossa ist in den Kyffhäuser zurückgekehrt, die zerfallene und von dichten Rabenschwärmen umzogene Burg. Wenn überhaupt je, so wird er nicht in der alten Gestalt, nicht im Glanz eines kaiserlichen Ornats wieder auferstehen. Nicht im Äußern, in der Hoffnung auf Äußeres darf die Vaterlandsidee fortan verankert werden, sondern sie muß innerlich, im sittlichen Bewußtsein Wurzel schlagen und unausreutbar dort festhaften.

Aber mit dieser Forderung taucht auch die größte Schwierigkeit unserer Aufgabe vor uns auf, der zweite Punkt, in dem sich unsere Lage von der zur Zeit Fichtes zu unsern höchsten Ungunsten unterscheidet: Gerade das sittliche Bewußtsein unserer Tage ist an sich irre geworden und die wichtigste Aufgabe der Gegenwart besteht darin, diese ethische Notlage zu beheben.

Es fehlt in unserm Volk jetzt an einer religiösen und ethischen Gemeinsamkeit, an einer überall lebendigen Weltanschauung und deshalb an einem streitfreien Kernpunkt zu jeglicher Art von sittlichem Zusammenschluß. Die Zersplitterung geht so weit, daß man auch bei Angehörigen ein und derselben Bildungsstufe mit grundsätzlichen Verschiedenheiten und unversöhnlichen Gegensätzen zu rechnen hat.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts stand die Weltanschauung des Christentums in Dogmen und Ethik bei den Massen des Volks und der Gebildeten unerschüttert, bei den wenigen aber, die sich abgelöst hatten, als eine unbedingt gebietende Macht da, mit der auch der freieste sich friedlich abzufinden hatte. Die Lehren des Christentums vertrugen sich vorzüglich mit der damals herrschenden ständisch-patriarchalischen Staatsgesinnung: der Gott des Christentums gab die stilgleiche Krönung der ganzen Lebensstruktur, und diese wiederum erhielt ihre sittliche Rechtfertigung durch ihr folgerichtiges Auslaufen in den Gottesbegriff der christlichen Dogmen. Als die Staatsgesinnung sich veränderte, da entstand in der Weltanschauung besonders der untergeordneten Stände ein Riß; es mußte das Bestreben erwachen, entweder den Gottesbegriff so umzugestalten, daß er die neue — individualistische — Staatsgesinnung folgerichtig abschloß, oder ihn ganz aus den Vorstellungen zu beseitigen, denn sonst war die Ablösung von der verhaßten ständisch-patriarchalischen Staatsgesinnung nicht ohne Gewissensbisse zu vollziehen. Dieser Weltanschauungskonflikt bereitete den Boden, auf

welchem die demokratischen Biologen der Jahrhundertmitte, Schleiden, Moleschott, Vogt und Büchner ihre so erfolgreiche Aufklärungsarbeit verrichteten im Dienste eines entschiedenen Materialismus, also einer mit uneingeschränktem Individualismus besonders gut verträglichen und wegen ihrer gedanklichen Einseitigkeit und Einfachheit den Massen leicht einleuchtenden Philosophie. Die Sozialdemokratie verband diesen philosophischen Materialismus dann mit dem ethischen Sozialismus und gewann einen großen Teil ihres Erfolgs dadurch, daß sie immer denjenigen dieser an sich verschiedenen Gedanken als bahnbrechenden Stoßtrupp voranschicken konnte, der bei der gerade gegebenen Veranlassung der zugkräftigere war.

Umgekehrt aber wurden andere zur Gegnerschaft gegen den ethischen Sozialismus aufgerufen, dadurch, daß diese Staatsgesinnung in der Öffentlichkeit immer nur mit dem philosophischen Materialismus vermählt und als Gegnerin des Gottesglaubens auftrat.

Nun hat das Christentum im Lauf des 19. Jahrhunderts allgemein erheblich an Herrschaft über die Geister eingebüßt. Ein Sturm, wie er seinerzeit gegen Fichte im sog. Atheismusstreit losbrach, würde heute aus Mangel an Teilnahme bald seine Kraft aufgezehrt haben, wenn er überhaupt je in Erscheinung treten sollte.

Dem steht aber gegenüber, daß noch jetzt die Sittengesetze der Jugend als Gottesgebote, ganz allein als ein Teil des Christentums dargestellt werden. Unweigerlich muß dadurch der Eindruck entstehen, als verdankten sie ihre ganze Autorität diesem ihrem religiösen Ursprung. Jedem, der sich später von den Dogmen des Christentums abwendet — und das vollzieht sich bewußt oder unbewußt bei weitaus dem größten Teil der Bevölkerung aller Stände, aller Gaue und aller Konfessionen —; allen, die, wie man sagt, zum Leben reif geworden sind, scheinen dann die Gebote der Sittlichkeit als etwas wurzelloses in der Luft zu schweben. Sie werden befolgt entweder aus Gewohnheit oder als Pflichten an sich selbst, als ob sie auch ohne Begründung gelten würden, oder schließlich infolge von Nützlichkeitsrücksichten verschiedener, aber meist sittlich-geringwertiger Art. Dann erscheint die verpflichtende Kraft der Sitte ganz allein in das Ich verlegt: Ich handle sittlich, weil ich es aus diesen oder jenen Gründen will. Nun aber besteht ersichtlich die Gefahr, daß irgendein Ich sich ganz hemmungslos über alle Ethik hinwegsetzt und alle sittliche Gebundenheit von sich wirft,

sobald einmal diese Gebote in irgendeinen Widerspruch geraten mit den Lebensnotwendigkeiten, oder dem, was im Augenblick für Lebensnotwendigkeit gehalten wird.

Den Zusammenbruch der sittlichen Bindungen haben wir während des Krieges erlebt in einer schonungslosen Hingabe an den wirtschaftlichen Egoismus, in dem raschen Verfall aller Anerkennung von Gesetz und Recht auf allen Lebensgebieten. Ein jeder Krieg und jede dauernde Lebensnot hat solche Wirkungen, aber sie waren jetzt weit stärker und vor allem: sie traten weit schamloser auf, als allein die Kriegesnot begreiflich und verzeihlich macht. Jegliche Hemmung fehlte; die eigene Autorität der Sittengesetze war so gering, daß sie selbst einem noch leichteren Stoße nicht standgehalten hätte. Unzweifelhaft wahr ist, daß keine Philosophie der Welt und keine Religion die Gesamtheit der Menschen unter sittliche Gebote fügsam zu beugen vermag, sondern daß ethische Unterweisung immer nur auf die zu sittlichem Handeln befähigten einwirkt. Aber die Zahl der Beeinflußbaren ist größer als die der sehr wenigen, die in den letzten Jahren sich als wirklich sittlich beeinflußt erwiesen, oder es hätte eben in der Geschichte der Menschheit niemals zur Ausbildung allgemein verpflichtender Sitte und geachteter Rechtsnormen kommen können. Sehr viele, wenn nicht die Mehrzahl der Menschen bedürfen, um den Antrieben des schrankenlosen Egoismus zu widerstehen, einer Stütze; sie würden auch jetzt Widerstand geleistet haben, wenn die Autorität des Sittengesetzes außerhalb des Ich, in einer dem Ich übergeordneten Welt verankert gewesen wäre.

Es ist eine dringende Aufgabe der Zukunft, diesen sittlichen Tiefstand der Gegenwart zu überwinden und die verpflichtende Kraft des Sittengesetzes dauernd eindrucksvoll vor Augen zu stellen. Nur darf man, wenn man über Versuche der Lösung nachdenkt, nicht übersehen, daß es nicht Aufgabe der Staatsleitung ist, sich für eine bestimmte Weltanschauung einzusetzen. Dort, wo der Staat nicht Gehorsam erzwingen kann, soll er auch nicht befehlen wollen, oder er gefährdet nutzlos seine Autorität. Die Wahl der Weltanschauung ist eine ausschließlich persönliche Angelegenheit, in der die Entscheidung nach Wollen und Hoffen erfolgt. Die Individuen schaffen vollendete Tatsachen, mit denen die Staatsleitung rechnen muß, die sie aber nicht dauernd beeinflussen kann.

Die Erfahrungen, welche die Staatsgewalt gegenüber dem Sozialismus erworben hat, sollten dringend davor warnen, auf dem Wege weiter zu schreiten, auf dem die Regierungsweisheit vergangener Jahrzehnte dieser sittlichen Gefährdung abhelfen wollte: Jedes Bemühen, das Christentum als Weltanschauung den jugendlichen Gemütern fester aufzuprägen, um ihren Abfall zum Materialismus zu hindern, ist zweifelsohne vergeblich und deshalb verwerflich, denn mit der ganzen Autorität ihrer reichen Erfolge wird den zum selbständigen Denken erwachten Bevölkerungsmassen immer die Naturforschung vor Augen stehen, deren Ergebnisse nun einmal mit den Dogmen des Christentums höchstens zur Not verträglich gemacht werden können, aber nicht gradlinig zu ihnen hinführen. Je schärfer der Jugend der christliche Prägestempel aufgedrückt wird, um so erbitterter werden sich die Erwachsenen gegen das wehren, was sie nun kurzweg „Betrug" nennen, und sie werden diesen inneren Widerstand in ihren Kindern frühzeitig erwecken.

Es scheint zwar, als ob die gegenwärtige Staatsleitung nicht beabsichtige, hier in die Fußtapfen ihrer Vorgänger zu treten. Eher neigt sie wohl zu einem Wirken nach entgegengesetzter Richtung, würde aber dann eben auch nur Scheinerfolge und Stauwirkungen entgegengesetzter Art erreichen.

Wie die Wunde, die der Speer des Amfortas schlug, nur heilbar war durch diesen selbigen Speer, so muß die Wissenschaft, da sie die alten Dogmen zerstörte und die gewohnte Autorität des Sittengesetzes untergrub, nun diesen notwendigen Voraussetzungen des menschlichen Gemeinschaftslebens eine neue Grundlage schaffen, so daß eine eindrucksvolle und nachhaltige Erziehung zur Gesittung gewährleistet wird.

Es ist das eine Aufgabe, mit deren Lösung sich vor allen andern Wissenschaftszweigen die Biologie, die Lehre von den Lebensvorgängen zu befassen hat, denn sie hat außerordentlich viel zur Schwächung der Autorität des Sittengesetzes beigetragen durch Popularisierung des Darwinismus, der Lehre vom Kampf ums Dasein und der natürlichen Zuchtwahl. Wenn ein halbes Jahrhundert lang vor allen Ohren der schrankenlose Kampf ums Dasein als mächtigster Förderer alles Aufstiegs und alles Gedeihens verkündet wird, so muß daraus die Auffassung entstehen, daß moralische Hemmungen des egoistischen Handelns gleich allen andern Hemmungen

des Daseinskampfes fortschrittsfeindlich seien. Diese Auffassung ist sogar, solange man den Darwinismus anerkennt, unwiderleglich oder doch nur durch gekünstelte Gedankengänge angreifbar.

In neueren Tagen entschließt sich die Biologie immer mehr, diese einst vor der breitesten Öffentlichkeit ausgerufene Theorie von der Allmacht der natürlichen Zuchtwahl fallen zu lassen. Es wird zugestanden, daß die ungeheure Suggestionswirkung einer der Eigensucht so günstigen Theorie nicht hätte unterschätzt werden sollen; die Biologie erkennt also an, daß sie an dem entstandenen Unheil mitschuldig sei. Aber mit diesem Zugeständnis allein ist nichts geschafft. Die Biologie und ganz besonders die deutsche hat vor den weitesten Kreisen für diese Theorie so lebhaft geworben, daß sie nun — und wiederum gerade in Deutschland — sich nicht damit begnügen kann, die Zuchtwahllehre als wissenschaftlich-unzulänglich stillschweigend fallen zu lassen: sie hat die Pflicht, sie ausdrücklich und im Angesicht der Öffentlichkeit mit allen daraus gezogenen Folgerungen zurückzunehmen; sie hat auszusprechen, was sie an deren Stelle setzen will, und sie darf sich nicht scheuen, auch auf andere Denkbereiche einzugehen, vor allem auf das Gebiet der Sittenlehre, auf dem die Zuchtwahllehre gerade so besonders verhängnisvoll gewirkt hat.

Damit ist auch meine, eines Biologen, Legitimation vorgelegt, in diesen Fragen mitzureden.

Dem Zeitalter Fichtes war es noch erspart, die sittlichen, ideellen Grundlagen des Gemeinschaftslebens neu schaffen und den Wurzelboden für sie zuvor erst bereiten zu müssen. Jetzt sind alle Vorbedingungen und Voraussetzungen für den Wiederaufbau Deutschlands tiefgründig zerstört, verschüttet unter unfruchtbarem Geröll, und nur die eine Hoffnung bleibt uns, daß das Neuanlegen verschütteter Wege nicht jahrhundertelange Mühe erfordern werde wie ihr erstes Bahnen, als es galt, aus zersplitterten, feindlich verhetzten Kleinstaaten das kaiserliche Deutschland zu schaffen.

Einstweilen fehlt sogar die Empfänglichkeit für sittliche Ideale. Wie sie wieder herzustellen sei, und wie dann dem Sittlichen wieder Lebenskraft einzuhauchen sei, das aufzudecken ist eine der diesen Vorlesungen gestellten Aufgaben. Es ist eine Angelegenheit der Erziehung; wie Fichte in seinen Reden an die deutsche Nation, so haben auch wir der Erziehung Bahnen zu stecken, aber die Zeiten haben

sich geändert und so können wir die Vorschläge Fichtes, die zudem niemals zu allgemeiner Durchführung gelangt sind, für unsere Zwecke nicht verwenden. Wir haben eigene, ohne weiteres und im Wirkungsbereich jedes einzelnen durchführbare Wege zu suchen.

Eine Erziehung muß es sein, die dem ganzen Volkstum die Gebote der Sittlichkeit als unverbrüchlich und in überpersönlicher Autorität verankert vor Augen stellt, die alle im deutschen Volksgeist liegenden Geistesmerkmale gleichmäßig zur Entwicklung und zur Geltung bringt und nicht durch Einseitigkeit einem Geistesmerkmal erlaubt, zu einem Schädling auszuwachsen.

Nur das kann auf die Dauer bei uns bestehen und gedeihen, was unserer Volksart entspricht. Wir erziehen nicht Menschen schlechthin, sondern wir erziehen Deutsche. Nur dann wird der Deutsche vollwertig sein, wenn er nichts als Deutscher ist. Das gilt für jede Art der Lebensbetätigung und noch besonders für die deutsche Wissenschaft, denn diese wird nur dann bestehen, wenn sie etwas eigenes bringt, das andern Völkern unzugänglich und ihnen doch nötig ist. Wir sahen, daß die Wissenschaft uns blieb als einziges Betätigungsfeld, auf dem wir unserer Sprache und Art einen Rest von Weltgeltung bewahren können, einen Keim, aus dem dann später wieder allgemeine Weltgeltung hervorwachsen kann.

Ist die Aufgabe, die unser Volk zu lösen hat, schwieriger als sie je zuvor uns selbst oder einem andern Volke auferlegt war, so dürfen wir uns daran erinnern, zu welchen Taten das Deutschtum des 19. Jahrhunderts fähig war, als es von Idealen begeistert und beflügelt sich zu Opfern entschloß.

All unser Erkennen und Raten ist umsonst, wenn es nicht gelingt, durch Erziehung den Idealismus des Handelns wieder zu erwecken, so daß er sich gleichberechtigt neben dem materiellen Streben erhält. Diese Erweckung gelang vor hundert Jahren und muß auch jetzt wieder gelingen können.

Die Schwierigkeiten, die damals zu überwinden waren, müssen uns geringfügig erscheinen im Vergleich zu denen, die uns heute in den Weg geworfen sind. Aus solchen Erwägungen wächst aber für uns nur ein einziger Gedanke hervor: es muß dann eben eine um ebensoviel gesteigerte Intensität des Auferstehungswillens entfaltet werden; es muß bis zum letzten Rest alle uns innewohnende

Energie eingesetzt werden. Nicht „Sieg oder Untergang", sondern „Sieg" schlechtweg, nichts als Sieg ist uns als Ziel gesetzt.

Der Kern des künftigen einigen und in anderer Weise als früher mächtigen Deutschland, auf dessen Wiedergeburt wir heute nur als auf ein Ereignis in noch nebelferner Zukunft hinzublicken vermögen, wird dort liegen, wo das Deutschtum sich am unverfälschtesten und freiesten erhalten wird. Aber auch wir, im Vorland, das von fremder Volksart überflutet, der Verfremdung am stärksten ausgesetzt ist, müssen unsere Mühe und Streben erst recht einsetzen, auf daß diese bedrohtesten Teile des Deutschtums nicht ihrer Vergangenheit vergessen, sondern von opferbereitem Idealismus erfüllt, nach Osten schauen und aufmerksam spähen nach den Spuren eines neuen Schwellens und Knospens in dem alten, blitzzertrümmerten Stamm dort drüben in der Mitte unseres ererbten Landes, und daß unvergänglich in allen Herzen eingeprägt bleibt das Wort, das von nun an alles deutsche Denken beherrschen muß, das Trutzwort: Dennoch.

V.

Einen Blick
Nach dem Grabe
Seiner Habe
Sendet noch der Mensch zurück,
Greift fröhlich dann zum Wanderstabe —
(Schiller.)

Nicht fröhlich, wie in Schillers Glocke der Bewohner der eingeäscherten Stadt, sondern mit festem Entschluß wenden wir uns ab von dem Trümmerfeld des Deutschtums, das wir bisher betrachten mußten. Wir sahen, was alles wieder aufgebaut werden muß, und haben uns nunmehr zu fragen, wie es wieder aufgebaut werden soll und kann.

Die zukünftige Aufgabe der deutschen Wissenschaft, die ihr zu unbedingter und unweigerlicher Lösung aufgegeben ist, nicht bloß als ein Versuch oder als ein ideales Ziel, sondern zu notwendigem Gelingen und wirklichem Erfolge, besteht darin, daß sie etwas eigenes bieten muß auf jedem ihrer praktischen und theoretischen Betätigungsfelder; etwas, das andern Völkern unerreichbar und ihnen doch sämtlich unentbehrlich ist, so daß sie, ob sie nun wollen oder nicht, von unserm Wirken und unserer Sprache Kenntnis nehmen müssen ihres eigenen Vorteils halber. Eine Wissenschaft muß es sein, die alle besondere Kraft des deutschen Geistes zur stärksten Entfaltung bringt, alle besonderen Schwächen bekämpft und besiegt.

Die zukünftige Aufgabe der deutschen allgemeinen Erziehung besteht darin, die Gebote der Sittlichkeit so tief im Geiste unseres Volkes zu verankern, daß sie unentreißbar haften in allen Zeiten persönlicher und allgemeiner Not. Alles Gedeihen eines Volks, welches Betätigungsfeld wir auch immer betrachten, muß beruhen auf einer gefestigten sittlichen Grundlage oder es ist ein Scheinwerk, das von dem ersten Sturmwind gestürzt und in Trümmer geworfen wird. Auch diese zu unbedingter und unweigerlicher Lösung auferlegte Aufgabe kann nur gelingen, wenn sowohl der Inhalt der sittlichen Gebote als die Art ihrer Verkündigung dem Wesen des deutschen Volkes entspricht und allen geistigen Merkmalen Rechnung trägt, so daß kein Merkmal unbeachteter Entartung anheim-

fallen kann, und keines über Gebühr belastet wird. Nichts aber dürfen wir schaffen wollen, was nur mit Hilfe einer dem deutschen Wesen versagten Eigenschaft dauernd bestehen bleiben könnte.

Wir haben uns zuvörderst der Merkmale der deutschen Geistesart zu vergewissern. Dahin führt nur ein einziger Weg: wir müssen unser Volkstum mit andern Volkstümern vergleichen, durch die Gegenüberstellung die unterscheidenden Merkmale herausheben und diese dann für sich allein genauer untersuchen und umschreiben. Wir vermeiden so die Gefahr, die aller bloßen Selbstbetrachtung droht, nämlich das, was wir gern für ein Merkmal unseres Wesens hielten, für entscheidend auszugeben und uns durch unser Wünschen und Wollen über das wirklich vorhandene täuschen zu lassen.

Diese Vergleichung stellen wir an zunächst durch eine wissenschaftsgeschichtliche Betrachtung. Hier ist unsere Person am wenigsten beteiligt, also sehen wir hier am leichtesten klar. Mit den Erfahrungen, die wir so gewonnen haben, treten wir dann über auf andere Betätigungsfelder, um zu sehen, wie sich die geistigen Merkmale, die für die deutsche Wissenschaft bezeichnend sind, dort um- und ausgestalten; ehe wir die Ergebnisse der Betrachtung zu unseren besonderen Zwecken verwerten, müssen wir sie prüfen und erweitern. Wollen wir dem tätigen Leben Ziele stecken, so müssen wir sicher sein, daß unsere Ansicht über die im Leben tätigen Kräfte Stich hält, dürfen also nicht die Ergebnisse begrenzt einseitiger Untersuchung zum endgültigen Maßstab des Ganzen nehmen.

Wir beginnen mit einer Betrachtung des Darwinismus, weil es sich da um eine wissenschaftlich, aber auch — wie das vorige Mal ausgeführt — für unsere besonderen Zwecke höchst wichtige Theorie handelt.

Von Anfang an glaubte die Biologie erst dadurch wirklich Wissenschaft zu werden, daß sie nach den Ursachen der Lebensgestaltung fragte und gleich dem Verfahren der übrigen Naturwissenschaften die gesamten Vorgänge im Tier- und Pflanzenreich als ein zwangsläufig gebundenes, der Vorausberechnung zugängliches Geschehen voraussetzte oder zu erweisen strebte. Daher war sie stets bemüht, dem mühersehbar reichen und aufs höchste verwickelten Sachverhalt Theorien abzutrotzen über gesetzmäßig wirkende und der beobachtenden Forschung erkennbare Naturkräfte, die gestatteten, in der Reihenfolge der Lebensformen eine natürliche, stufenweis von

niederen zu höheren Gestalten aufsteigende Entwicklung zu sehen. Eine solche Theorie ist der Darwinismus, die 1859 von Charles Darwin nach jahrzehntelangen Vorbereitungen veröffentlichte Lehre von der natürlichen, durch den Kampf ums Dasein ausgeübten Zuchtwahl.

Wenige Theorien ähnlichen wissenschaftlichen Belanges sind wohl so notdürftig gezimmert und mit so geringem Aufwand an wirklich neuen Gedanken errichtet als der Darwinismus. Er geht aus von der Erwägung, daß bei der Überfülle der von den Lebewesen hervorgebrachten Keime in Bälde heillose Übervölkerung der Wohnbezirke eintreten müßte, wenn nicht durch die Begrenztheit der Nahrungsmittelvorräte, durch Seuchen, durch Feinde, denen die Brut zum Opfer fällt, und vieles derart mehr eine unabläßige Vernichtung stattfände, die Darwin bildlich als „Kampf ums Dasein" bezeichnete. Ferner: Wenn man die Lebewesen ohne alle theoretischen Nebengedanken einfach nach ihrer größeren oder geringeren Ähnlichkeit, oder — wie man seit Beginn der Forschung rein bildlich sagte — nach ihrer engeren oder entfernteren „Verwandtschaft" zum System ordnet, so fügen sie sich zu einem stammbaumförmigen Gebilde. Notwendig für die Theorie, aber nicht wie die vorigen durch eine überwältigende Fülle unzweifelhafter Beobachtungen gestützt ist dann noch der Satz, daß auch in der freien Natur zwischen den Nachkommen eines und desselben Elternpaares stets individuelle Unterschiede bestehen, wie sie bei Haustieren und Kulturpflanzen vorzukommen pflegen und bei der Züchtung von Kulturrassen den Ausgang bilden. Diesen Feststellungen fügte Darwin die Hypothese bei, daß sich unter den ungleichen Keimen gegebenenfalls einige fänden, welch vermöge ihrer Sondermerkmale der Vernichtung, dem Kampf ums Dasein, leichter als die normalen entgingen, während unter den Nachkommen wiederum diejenigen am ehesten verschont blieben, welche jenes Sondermerkmal in verstärkter Ausprägung mitbekommen hätten und so fort. Dieses durch zufällig günstige Formabweichung erwirkte Vermeiden der Vernichtung, das die Nachkommenschaft umgestaltet durch Ausschaltung der in der alten Norm bleibenden Gestalten, nannte Darwin bildlich „natürliche Zuchtwahl". Wenn nun schließlich unter den Nachkommen eines Lebewesens nicht nur ein einziges, sondern mehrere verschiedene „nützliche", d. h. vor Vernichtung bewahrende Merk-

male aufträten, so würde der „Kampf ums Dasein" aus einer einheitlichen Vorfahrengestalt im Lauf der Zeit verschiedene Abänderungen „züchten", die Verwandtschaftsverhältnisse also in einem verzweigten Stammbaum vor Augen stellen.

Es ist hier nun nicht zu prüfen, ob und inwieweit diese Theorie richtig ist, sondern die gestellte Frage lautet: Auf welche Unterschiede der völkischen Geistesarten läßt es schließen, daß diese Theorie trotz ihres so einfachen und scheinbar so naheliegenden Gedankengangs, aufgebaut auf lauter schon lange vor Darwin bekannten Beobachtungen und Erwägungen, doch nur in England geboren wurde, und daß sie dann bei ihrem Siegeszug durch die Welt ganz anders einwirkte auf das deutsche als auf das englische Denken und wiederum anders auf das französische.

In England fand die Fachwissenschaft an Darwins Bau nichts wesentliches mehr zu bessern oder zu verändern, sondern man beschränkte sich auf den Ausbau des gegebenen, das demnach allen wissenschaftlichen Bedürfnissen des englischen Denkens ausreichend Befriedigung bot. In Frankreich nahmen die Biologen erst spät von der Theorie Kenntnis und sie fühlten sich nicht gelockt, sich irgendwie nachdrücklich am weiteren Ausbau zu beteiligen. In Deutschland ging die Forschung alsbald daran, die Abstammungslehre über den Darwinismus hinaus zu führen. Darwin hatte bei seiner ersten Veröffentlichung, die nur den englischen Geistesbedürfnissen Rechnung trug und von ausländischen Fragestellungen ganz unbeeinflußt war, zwei Seiten des Problems so gut wie unbehandelt gelassen; diese griff die deutsche Forschung mit solchem Nachdruck auf, daß Darwin gezwungen wurde, sich später selbst näher mit ihnen zu befassen.

Er war davon ausgegangen, daß zwischen Keimen gleicher Abstammung Verschiedenheiten bestünden, aber er hatte nicht nach den Ursachen dieser ursprünglichen Verschiedenheiten gefragt, sondern sie als ein Werk des Zufalls betrachtet. Als Zufall bezeichnet man die Wirkung unbekannter Ursachen, und wenn die Forschung sie nicht zu erkennen sucht, so beweist sie damit, daß sie auf diese Erkenntnis kein Gewicht legt, daß ihr also diese Seite der Frage gleichgültig ist. Nun kann man nicht durch Beobachtung feststellen, ob solche Verschiedenheiten bestehen oder nicht; unser Beobachtungsvermögen reicht nicht soweit, denn es muß sich da um sehr

feine Unterſchiede handeln, für deren Erkenntnis ſelbſt unſere feinſten Mikroſkope noch zu grobe Hilfsmittel ſind. Die Unterſchiede werden uns erſt erkennbar, wenn der Keim ſchon ein beträchtliches Stück ſeiner Entwicklung zurückgelegt hat. Niemand kann deshalb mittels Beobachtungen feſtſtellen, ob ſie bereits von Anfang an — uns unerkennbar — vorhanden waren, oder ob ſie ſich nachträglich ausgebildet haben. Erſt theoretiſches Nachdenken über die Deutung des Beobachteten führt zu einer Entſcheidung, die bei Darwin, anſcheinend ohne viel Bedenken, dahin ausfiel, daß ſie von Anfang an vorhanden ſeien.

Sein theoretiſches Bedürfnis war alſo befriedigt, als er die theoretiſche Frage, die ſich dem Beobachter unmittelbar aufdrängt, erledigt hatte in einer keinen weiteren Beobachtungen mehr zugänglichen Weiſe, aber er fühlte keine Neigung, dieſe Theorie nun in Gedanken weiter auszubauen. Theoretiſche Fragen, zu denen er nicht durch Beobachtungen hingedrängt wurde, waren und blieben ihm gleichgültig. Anders die deutſche Forſchung, die den Gedanken durchaus zu Ende denken wollte und deshalb von Anfang an zu beſtimmteren Vorſtellungen über die Entſtehung der Keimesverſchiedenheiten drängte.

Ähnlich verhält es ſich mit der zweiten Lücke in Darwins urſprünglicher Theorie. Er hatte nicht etwa bewieſen, daß irgendeine der in der Natur beobachteten Verſchiedenheiten tatſächlich durch Zuchtwahl erfolgt ſei, ſondern er hatte nur gezeigt, wie man die Entſtehung irgendeiner beliebigen Form als allgemeinen Vorgang denken könne. Die Annahme, daß ein artenunterſcheidendes Merkmal zuerſt bei einem einzigen Individuum aufgetreten und ihm im Daſeinskampf nützlich geweſen ſei, läßt ſich nicht durch Beobachtungen ſtützen oder widerlegen, denn man kennt weder die Vorfahren dieſer Art noch die Lebensumſtände dieſer Vorfahren aus Beobachtungen. Man ſieht die Abſtammung nicht vor ſich gehen, ſondern man denkt ſich aus, wie ſie geweſen ſein könnte, geſtützt auf ein paar Beobachtungen, welche etwas wie Artenveränderung zu zeigen ſcheinen. Die eigentlichen Darwiniſten ſuchten auch gar nicht über die wirklichen Abſtammungsverhältniſſe etwas zu beobachten, ſondern ſobald die Frage nach den Urſachen der Umgeſtaltung auftauchte, rollte von ſelbſt das Schema des Darwinſchen Gedankenganges ab, und weitere Beobachtungen waren unmöglich, alſo auch

— im Sinne des engliſchen Denkens — keine weiteren Gedanken gefordert.

Wer überhaupt auf dieſem Felde beobachtet, der erkennt, daß die Lebensformen ſich zu einem ſtammbaumförmigen Syſtem ordnen, und daß die geographiſche Verbreitung der Tiere und Pflanzen nur bei Annahme von Blutsverwandtſchaft und Veränderungsfähigkeit verſtändlich wird. Niemand kann ſich dann der Frage entziehen, wie dieſe Umänderungen zuſtande kommen, und wie der beobachtete Sachverhalt zu erklären ſei. Solange eine Theorie darüber fehlt, ſo lange fühlt ſich der Beobachter durch die Nachbarſchaft eines Löſung fordernden Problems geſtört. Er iſt befreit, wenn das Problem durch eine geeignete Theorie auf ein für weitere Beobachtungen unzulängliches Feld geſchoben wird; erſt der theoretiſche Denker, der vorhin nach dem Weſen und den Urſachen der Keimesverſchiedenheiten fragte, ſucht dann nach der beſonderen Geſtalt der Ahnenreihen und den beſonderen Vorgängen bei ihrer Entwicklung.

Darwin ſchmiedete nur das dem rein beobachtenden Forſcher zu ſeiner geiſtigen Beruhigung unerläßliche Rüſtzeug an Theorie, verriet alſo entſchieden eine dem deutſchen Forſcher verſagte Bedürfnisloſigkeit in bezug auf geiſtige Verarbeitung des Beobachteten. Im wiſſenſchaftlichen Denken Englands hat ganz allgemein der Beobachtungsgegenſtand den Vorrang; theoretiſche Schwierigkeiten werden dort durch geeignete Annahmen dem Beobachter aus den Augen geſchafft, da ſie die bevorzugte Forſchungstätigkeit, eben das Beobachten, nur zu hemmen und zu beirren ſcheinen. In der deutſchen Forſchung hat das Denken mindeſtens gleichen Rang mit dem Beobachten, oder es behauptet ſogar den Vorrang, denn der Hauptwert der Beobachtungen wird nicht in ihnen ſelbſt, ſondern in ihrer Eignung zur Begründung und zur Prüfung von Theorien geſucht. Bezeichnend iſt auch, daß die deutſche Forſchung auf dieſem Gebiet, als Ganzheit betrachtet, ohne Mühe auf den Beſitz einer überall gültigen, ohne weiteres anwendbaren Theorie verzichtet: ſie hat den Darwinismus ſozuſagen zerfaſert und an Stelle der ſehr einfachen zuſammenfaſſenden Theorie eine Fülle von Einzeltheorien beſchränkter Anwendbarkeit geſetzt. Sie weiß nichts mehr von einem allgemeinen Deſzendenzproblem, ſondern ſieht in jeder Tier- und Pflanzenart ein ſelbſtändiges, durch beſondere Unterſuchung auf

einem Sonderweg zu lösendes Deszendenzproblem. Wenn infolgedessen diese Gruppe von Fragen sich in zahllose Einzelheiten aufzulösen und einer gedanklichen Zusammenfassung zu entbehren scheint, so bedeutet das im Sinne des deutschen Denkens entschieden einen Fortschritt; wichtiger als gedankliche Zusammenfassung scheint dem Deutschen die Erkenntnis des wirklichen Sachverhalts, die vielgestaltige Vorstellungen nicht scheut, sobald die Tatsachen sich vielgestaltig erweisen.

Kennzeichnend für die völkischen Geistesarten Deutschlands, Englands und Frankreichs ist auch die Stellung, die von der geistig tätigen Allgemeinheit dieser Länder gegenüber dem Darwinismus eingenommen wurde. Es ist unmöglich, den Menschen aus der Betrachtung fortzulassen, wenn von den Ursachen der Lebensgestaltung die Rede ist. Darwin ging ursprünglich mit einigen unbestimmten Äußerungen über diesen Teil des Problems hinweg. Trotzdem entstand einige Unruhe unter den Gebildeten Englands; da aber abgesehen von ein paar Sonderlingen niemand dauernde Lust bezeigte, diesen Zusammenhängen zwischen Biologie und Philosophie nachzugehen, so verlor die breitere Öffentlichkeit sehr bald alle Teilnahme für die anscheinend nur den Biologen angehende Theorie. In Frankreich fanden überhaupt kaum allgemeinere Aussprachen über die Theorie und die aus ihr abzuleitenden Folgerungen statt. Mit um so leidenschaftlicherer Teilnahme wurden aber in Deutschland von Anfang an gerade diese Anwendungen des Darwinismus auf Religion und Philosophie erörtert. Es entstanden unter Berufenen und Unberufenen heftige Geisteskämpfe, die weit über den Kreis der Gebildeten hinausgriffen und in fast ungeschwächter Kraft bis in die Gegenwart, also seit mehr als 50 Jahren ausdauern. Kein Gebiet des geistigen Lebens ist bei uns frei geblieben vom Einfluß des Darwinismus, sondern man begegnet seinen Spuren in der Philosophie, in der Volkswirtschaftslehre, der Rechtskunde, der Sprachwissenschaft und sogar in der Sozialdemokratie, die es verstanden hat, den Darwinismus, ein auf dem Grund rein individualistischer Wirtschaftsauffassung erwachsenes Erzeugnis aufzupfropfen auf die dazu antipodische soziale Wirtschaftsauffassung und Ethik. Darwin gelangte zu seiner Theorie, angeregt durch die sog. Malthusdoktrin, nach welcher die Menschen sich weit stärker als die Nahrungsmittel vermehren und der Hervorbringung von Nah-

rungsmitteln eine Höchstgrenze gesetzt ist, während die Vermehrung der Menschen ins Unbegrenzte fortschreiten kann. Daraus sollen dann Erscheinungen hervorgehen, denen ähnlich, die Charles Darwin dem Begriff des Kampfes ums Dasein einbezog. Die Malthusdoktrin ist eine typische Ableitung aus den allgemeinen Grundsätzen der englischen Volkswirtschaftslehre und ihrer auf das äußerste individualistischen Ethik. Die Sozialdemokratie will diese ersetzen durch eine soziale Ethik, müßte also im Kampf ums Dasein nicht, wie sie es tut, ein Werkzeug des Fortschritts, sondern ein mit allen Mitteln zu bekämpfendes Geschehen sehen. Sie ist aber wohl überzeugt, daß Wahrheit sich immer mit Wahrheit vertragen müsse, daß also zweifellose Mißdeutung vorläge, wenn sich die Tatsachen gegen die Vereinigung bewährter Theorien zu sträuben schienen.

Kein Engländer hat je solche Vereinigung versucht. Im Gegenteil hat Darwin selbst, als er von diesen deutschen Verschmelzungsversuchen hörte, geradezu ein halb mitleidiges, halb entrüstetes Staunen kundgegeben.

Die englische Volkswirtschaft — und auch darin folgt ihr die von Karl Marx wissenschaftlich ausgerüstete deutsche Sozialdemokratie — scheidet den Geist und alle seelischen Kräfte, die doch unleugbar in diesen Zusammenhängen von höchster Bedeutung sind, ganz aus der Betrachtung aus und beschränkt sich auf Feststellung solcher Tatsachen, die nach Maß und Zahl, ohne Berührung mit Theorien und Problemen gewonnen werden können. Es wird — und darin weicht bezeichnenderweise Karl Marx, der Schüler der deutschen Philosophie eines Hegel ab — durchaus nicht bestritten, daß Kräfte der Seele und des Wollens mitwirkten; sie werden nur nicht in Betracht gezogen bei den besonderen Zwecken volkswirtschaftlicher Untersuchungen. Es wird, um den Beobachter von allen Schwierigkeiten und Hemmungen zu befreien, im Widerspruch zur Erfahrung die Annahme gemacht, daß Volkswirtschaft und Soziologie allein von materiellen Ursachen abhängige Wirkungsreihen seien. Dieser Sachverhalt wird angesehen, *als ob* es keine seelischen Kräfte gäbe, ohne daß dieser Annahme darum Geltung für andere Sachverhalte zugeschrieben würde.

Alle von Engländern aufgestellten Theorien zeigen diese Beschränkung ihres Bereichs: sie sollen gelten für die Beobachtung auf diesem einen, bestimmt abgegrenzten Arbeitsgebiet. Dabei kommt

es oft vor, daß ein und dasselbe Denken auf verschiedenen Arbeitsgebieten auch jedesmal besondere, unter sich zuweilen widerspruchsvolle Annahmen anerkennt und sie ganz naiv unabhängig voneinander, jede an ihrem Platze anwendet. Diese eigentümliche Fähigkeit, so durch selbstgeschaffene Vorschriften geistige Gebiete voneinander abzutrennen und sich unter die selbstgestellten Regeln zu beugen wie unter Naturnotwendigkeiten, sie verleiht der englischen Forschung einen sozusagen sportsmäßigen Zug, der seit den Zeiten Bacons die englische Forschung von der jedes anderen Volkes unterscheidet.

Dem deutschen Denken ist solches Verfahren schwer verständlich, sogar unerträglich. Es verlangt durchaus, daß eine Theorie Ausdruck für eine wirkliche Wahrheit sei und deshalb Gültigkeit für das Gesamtgebiet des Erkennens beanspruche. Deutsche Forschung findet im Beobachten selbst, in der Beobachtung als Selbstzweck keine dauernde Befriedigung; sie wirkt unwahr, unbefriedigend, wenn sie — notwendigerweise vergeblich — bemüht ist, sich auf Beobachtung zu beschränken. Beobachtungen werden uns erst wertvoll, wenn durch sie die denkende Erkenntnis der wirklichen, innersten Zusammenhänge gefördert wird; also vermag kein deutscher Forscher, selbst wenn er es will, sich dem Streben nach solcher denkenden Erkenntnis zu entziehen. Dabei aber soll sich das erdachte Bild des Weltgeschehens völlig decken mit dem Weltgeschehen selbst; und weil wir in der Natur eine völlige, überall zusammenhängende Geschlossenheit anerkennen, so fordern wir, daß auch unsere Vorstellungen über das Weltgeschehen zusammenschließbar seien.

Den Beleg dieser Behauptung entnehmen wir den naturwissenschaftlichen Werken Goethes, die keineswegs nur für ihn selbst, sondern in sehr nahverwandter Prägung für zahlreiche deutsche Forscher unter seinen Zeitgenossen kennzeichnend sind. Auch er suchte Klarheit zu gewinnen über die Ursachen der Lebensgestaltung, aber seine Vorstellungen haben mit denen Darwins nicht das mindeste gemeinsam. Seine Schilderung der Entstehung des Riesenfaultiers lautet:

„Ein ungeheurer Geist, ein Ungeist, wie er im Ozean sich wohl als Walfisch dartun konnte, stürzte sich in ein sumpfig-kiesiges Ufer einer heißen Zone; er verliert die Vorteile des Fisches; ihm fehlt ein tragendes Element, das dem schwersten Körper leichte Beweg-

lichkeit durch die mindesten Organe verleiht. Ungeheure Hilfsglieder bilden sich heran, einen ungeheuren Körper zu tragen. Der ungeheure Koloß, der Sumpf und Kies nicht beherrschen, sich darin nicht zum Herrn machen konnte, überliefert, durch welche Filiation auch immer, seiner Nachkommenschaft, die sich aufs trockene Land begibt, eine gleiche Unfähigkeit, ja, sie zeigt sich erst recht deutlich, da das Geschöpf (das heutige, affengroße Faultier) in ein reineres Element gelangt, das einem innern Gesetz, sich zu entwickeln, nicht entgegensteht."

Überall ist hier von einem gestaltenden oder gestalteten Geist die Rede, von einem Gestaltungsgesetz innerer, geistiger Art, durch welches das materielle Geschehen bei Lebensvorgängen geleitet werden soll. Es ist das eine für das Deutschtum kennzeichnende wissenschaftliche Lehre, denn dieser Grundgedanke, der Vitalismus, hat in verschiedenen Spielarten lange vor der Zeit Goethes und bis zur Gegenwart in Deutschland stets wieder Anhänger gefunden, konnte aber niemals bei andern Völkern wirklich festen Fuß fassen. Für den Beobachter birgt er die Schwierigkeit, daß sich niemals an greifbaren Tatsachen feststellen läßt, auf welche Weise der Geist ein materielles Geschehen leitet. Wir beobachten vielmehr nur, daß bei uns selbst geistige Vorgänge mit materiellen einhergehen; wir können denkend und mit Hilfe von Analogien diese Beobachtungen und ihre Deutungen auf andere Lebewesen und andere Lebensverhältnisse zu übertragen suchen, gelangen aber nicht im entferntesten dazu, Vorgänge wie Goethe sie schilderte, mit denen, die wir an uns selbst beobachten, in erkennbare Beziehungen zu setzen. Von Beobachtungen ist da keine Rede mehr, aber dem Vitalismus genügt bereits die Gewißheit, daß es in der Natur eine wirkungsfähige Kraft „Geist" gibt, um daraufhin zu fordern, daß diese Kraft dann auch bei der Naturerklärung als nicht bloß gelegentlich und beiläufig, sondern als überall und notwendig eingreifend in Betracht gezogen werde. Ganz allgemein gesagt: Das deutsche Denken will das Naturganze begreifen, das Einzelne als Glied und als Erzeugnis des Ganzen verstehen, selbst auf die Gefahr hin, daß der Beobachter dann rings von Schwierigkeiten der Theorie umgeben steht, und daß die tatsächlichen Beobachtungen immer erst nach mühsamen Entscheidungen über alle möglichen Einwände theoretischer Art verwertbar werden.

Dennoch hat der Vitalismus niemals die ganze deutsche Biologie beherrscht, sondern er kennzeichnete immer nur die Arbeit einzelner Forscher oder rasch wieder aussterbender Schulen. Es folgt daraus, daß er doch gewichtigen Ansprüchen des deutschen Denkens nicht dauernd und allgemein Befriedigung gewährt.

Nun läßt sich bei den vitalistisch denkenden Deszendenztheoretikern der Goetheschen Zeit mit überraschender Deutlichkeit verfolgen, wie lebendig in ihnen zu Anfang der Glaube an Abstammung und Veränderung der Lebewesen ist, wie sie durch Beobachtung die Erkenntnis zu fördern suchen und wie dieses Bestreben dann mehr und mehr zurücktritt hinter die Absicht, den Gedankengang des schaffenden Geistes zu erraten, wo dann von Beobachtung schließlich überhaupt nicht mehr die Rede ist. Schreibt man geistigen Kräften den wertvollsten Einfluß auf die Gestaltung von Lebewesen zu, so wird die Überzeugung, durch Beobachtung das Wesen der Dinge erkennen zu können, erheblich geschwächt, denn der für wichtigst gehaltene Vorgang bei der Lebensgestaltung, die Beeinflussung der Materie durch einen Gestaltungsgedanken, liegt jenseits all und jeder Beobachtungsmöglichkeit. Auf das Beobachten zu verzichten oder es sich entwerten zu lassen, das war die deutsche Forschung nicht geneigt. So wurde ein ungeheurer Aufwand an Denken und Beobachtungsarbeit nutzlos vertan, weil auf der deutschen Biologie das Verhängnis lastet, den Geist als eine vorhandene Naturkraft in Betracht ziehen zu wollen bei der Naturerklärung und doch in den beobachtungsfernen Regionen, in welche dadurch das Forschen gerät, nicht auf die Dauer verweilen zu können.

Das Bedürfnis, auf dem festen Grund der Beobachtungen zu fußen und in der getreuen Auffassung des Natur-Tatsächlichen bis an die äußerste Grenze des Möglichen zu gehen, das ist die Eigenschaft, die hauptsächlich die deutsche und die englische Forschung wesensverwandt macht. Unterschieden aber sind beide durch den Zweck des Beobachtens und durch die an die geistige Verarbeitung des Beobachteten gestellten Ansprüche, denn die englische Forschung richtet ihr Augenmerk vor allem darauf, daß der Beobachter ungehindert von Schwierigkeiten der Theorie, freien Geistes dem Beobachten nachgehen könne. Sie empfindet kein Bedürfnis nach einem überall widerspruchslos geschlossenen Gesamtbild. Die deutsche Wissenschaft aber strebt gerade diesem Gesamtbild entgegen

und nimmt, eher als sie auf dieses Ziel verzichtet, theoretische Schwierigkeiten in den Kauf; sie belastet sich mit mühseligen, die Verwertung des Beobachteten erschwerenden Versuchen, theoretische Schwierigkeiten im Stirnangriff zu lösen, wenn sie nur zum Zusammenschluß aller Vorstellungen gelangen kann.

Im neunzehnten Jahrhundert gab sie sich dem geistigen Einfluß des Engländertums hin, versuchte absichtsvoll, sich zu amerikanisieren unter Verzicht auf die ihr ureigenste Eigenschaft des geistigen Verarbeitens. Sie glaubte, sich dadurch zu vervollkommnen, vergaß aber der alten, in einem Distichon Schillers ausgesprochenen Mahnung:

„Keiner sei gleich dem andern und jeder gleiche dem Höchsten!
Wie das zu machen? Es sei jeder vollendet in sich!"

Die englische Wissenschaft ist vollendet in sich, und deshalb befriedigt das, was sie leistet. Sie erweckt keine Erwartungen, die hinterher nicht erfüllt werden. In der deutschen Forschung, wo sie englischer Denkweise zu folgen bemüht ist, bleiben Ansätze zu weiterer geistiger Verarbeitung nicht aus. Unsere Geistesart kann gar nicht anders, als zu geistiger Verarbeitung drängen. Werden diese Gedankenansätze aber nicht verfolgt, so fühlt der Leser sich enttäuscht: er empfindet, daß die Leistung unvollendet ist in sich, und spricht deshalb Ansprüche aus, die er dem in sich vollendeten Engländertum gegenüber nicht erhebt. Daher befriedigten die deutschen Forschungsergebnisse dieser anglisierenden Zeit keinen, genau so wie sie hundert Jahre früher, als sie sich dem Einfluß französischer Denkart bereitwillig fügten, dem Denken den Vorrang vor dem Beobachten eingeräumt hatten und deshalb zu eigener und fremder Unbefriedigung nach der entgegengesetzten Richtung entartet waren.

VI.

Was strebst du, anders als du bist zu sein?
Ein andres je zu werden, wähne nicht.
(Platen.)

Die deutsche Biologie des 19. Jahrhunderts bestrebte sich, die englische Vorbetonung des Beobachtens sich zu eigen zu machen und dem Drängen nach geistiger Gesamterkenntnis, das der deutschen Geistesart im Gegensatz zur englischen innewohnt, Halt zu gebieten. Was sie dadurch gewann, war nicht Vervollkommnung, sondern eine dem freieren Beurteiler peinlich verstimmende, wenn auch nur selten ihrem eigentlichen Wesen und ihren Ursachen nach klar erkannte Unstimmigkeit, denn es ist der deutschen Denkweise nicht möglich, das zu jener Vorbetonung des Beobachtens unbedingt zugehörige englische Verhalten gegenüber wissenschaftlichen Problemen und die Art des englischen Theoriebildens zu übernehmen und als berechtigt anzuerkennen.

Die deutsche Wissenschaft hatte diese Wege eingeschlagen nach dem Scheitern der spekulativen und philosophischen Forschungsrichtung der Biologie im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts, die das abstrakte Denken stärker als das Beobachten betont hatte und in dieser Art eine Folge der Annäherung an die französische Forschungs- und Denkweise gewesen war. Auch zwischen dieser und der deutschen bestehen Verwandtschaften und Unterschiede, die, wenn verkannt und mißachtet, mit Notwendigkeit zu argen Verkehrungen des Gedankengangs führen müssen.

Die französische Wissenschaft fordert gleich der deutschen, daß eine Theorie, wenn anders sie überhaupt als brauchbar gelten soll, auf alle Felder der Erkenntnis anwendbar sein müsse. Auch sie strebt zu einer Gesamterkenntnis des Geschehens, und versteht sich nicht unter das Gebot zu fügen, daß jede Seite des natürlichen Geschehens als etwas völlig Abgesondertes zu betrachten sei. Jedoch verfährt sie dabei ganz anders als die deutsche.

Wie erwähnt übte der Darwinismus keine tiefere Einwirkung auf das allgemeine Geistesleben in Frankreich aus. Die Besprechungen und Entgegnungen zeigen, daß man dort überzeugende Beweise vermißte dafür, daß die Entwicklung sich in der angegebenen Folge vollziehen müsse und vernünftigerweise sich gar nicht anders hätte vollziehen können. Der Darwinismus beschrieb nur Vorgänge, gab nur an, wie sie verlaufen sein sollten, und welche Naturkräfte dabei tätig gewesen seien. Das französische Denken aber fühlte sich zu ganz anderen Fragen gedrängt, auf welche allerdings der Darwinismus all und jede Antwort schuldig blieb, nämlich zu der Frage, nicht nach den Ursachen, sondern nach den Vernunftgründen, aus denen die Verwandtschaften zwischen den Lebewesen sich als ein Stammbaum und nicht etwa als ein Netz mit Querverbindungen darstellten. Ein Denken, das ein Problem dann erst für gelöst hält, wenn es der Vernunfteinsicht zugänglich geworden ist, erheischt eine ganz andere Antwort als sie der Darwinismus bot, der sich begnügte einen Vorgang zu schildern als vermutliche Ursache der vorliegenden Erscheinungen, der einfach das Was feststellte, aber die französische Frage nach dem logischen Warum, dem Weshalb nicht einmal kannte, geschweige denn beantwortete.

Ein anderes, das der Lehre ein Echo in Frankreich raubte, erhellt, sobald man die Lösung vergleicht, die das französische Denken selbst, und zwar bereits zu Beginn des 18. Jahrhunderts verkündet hatte. Diese lehrte, daß der ganze Weltraum erfüllt sei von Keimen, die sich, wenn auf einen geeigneten Mutterboden gelangt, je nach den vorgefundenen Existenzbedingungen verschieden entwickelten, z. B. entweder zum Fisch oder zum Vogel, zum Baum oder zu einem Seetang. Hier bilden also völlig ausgestaltete, nur zu verschiedenartiger Entfaltung fähige Keime den Ausgangspunkt des Geschehens, während das englische wie das deutsche Denken an den Anfang des Lebens eine gestaltlose Masse, einen „Urschleim" oder derartiges setzte.

In den Stammbäumen der Tierwelt, wie sie z. B. von Haeckel und nach ihm von vielen entworfen worden sind, erscheint als Stammvater der Säugetiere ein „Ursäuger", d. h. ein Lebewesen, das durch die allen Säugetieren gemeinsamen Merkmale gekennzeichnet sein soll, also ein sog. Kollektivtypus. Das „Urhuftier" wäre ein Kollektivtypus, von dem man fordert, daß er alle den Huftieren

gemeinsamen Merkmale und dazu die unentwickelten Anlagen zu den vereinzelter auftretenden besessen habe. Selbstverständlich ergibt sich so kein klares Bild von der ganzen Gestalt dieses vorgestellten Lebewesens. In der deutschen und der englischen Forschung vermögen sich nun solche ungreifbaren Vorstellungen als wirksam zu erweisen, denn das Denken haftet durchaus nicht an diesem Begriff, sondern hat die Gesamtheit der wirklichen, so zusammengefaßten Gruppe vor Augen; der Kollektivtypus soll da nicht selbst ein Lebewesen vorstellen, sondern nur dienen, um eine Reihe von Merkmalen als Gemeingut dieser Gruppe von Lebewesen herauszuheben. Die französische Denkweise aber stellt sich notwendig unter einem Ursäuger ein mit bestimmten Merkmalen rundum ausgestaltetes Tier vor, findet keine Befriedigung darin, den Ursprung der vor Augen stehenden Gestalten abzuleiten aus einer nur schemenhaft umrissenen Form, und hat deshalb für Theorien, die nichts weiter als solche ungestalteten Begriffe bieten, kein tieferes und allgemeiner eingreifendes Verständnis. Auch zeigt sich in den Werken der französischen Gelehrten, die sich mit den Abstammungsverhältnissen der Tiere beschäftigen, unverkennbar das Bestreben, ganz bestimmte und bekannte Formen, „Arten" und nicht bloß Allgemeintypen als Ahnen aufzuzeigen.

Klarste Bildhaftigkeit des Gedachten ist dem französischen Geist ein unerläßliches Bedürfnis; ein ebenso starkes Bedürfnis nach logisch-klarer Abgrenzung aller Begriffe ist selbstverständlich damit verbunden. Beides ist im Grunde dasselbe, nämlich Äußerung einer höchst gestaltungskräftigen Phantasie, die dann notwendig auch kraftvolle Gestaltung verlangt. Die deutsche Wissenschaft pflegt auf Klarheit und Durchsichtigkeit der Begriffe und des Gedankengangs geringeres Gewicht zu legen, als auf Treue gegen die Einzelheit und auf vollständige Verwertung aller irgendwie einschlägigen, der Beobachtung irgendwie zugänglichen Tatsachen. Sie entschließt sich außerordentlich schwer, irgend etwas als unwesentlich beiseite zu lassen, selbst wenn bei solcher Vollständigkeit die großen Linien des Gedankengangs hinter lauter Einzelheiten zu verschwinden drohen. Sie fordert nicht sowohl scharfe, als vielmehr völlig mit den Tatsachen zur Deckung gebrachte Begriffe; sie beobachtet dauernd, auch während der gedanklichen Weiterentwicklung der ersten Beobachtungsergebnisse, ändert also fortwährend an den Begriffs-

bestimmungen oder legt bald auf diesen, bald auf jenen Teil des Gedankeninhalts den größeren Nachdruck, je nachdem wie gerade in den besprochenen Tatsachen diese oder jene Seite des Befundes wesentlicher zu sein scheint.

Nach französischer Auffassung bedeutet solches Schwanken der Begriffsbestimmungen einen schweren Tadel. Dort ist alles, was nicht von vorneherein in die Begriffsbestimmungen aufgenommen ist, überhaupt nicht im Denken vorhanden; wurde vielmehr auf Grund der ersten Beobachtungen eine Begriffsbestimmung vollzogen, so verarbeitet das weitere Denken nur noch diesen Begriff ohne weiter auf den Gegenstand selbst zurückzublicken. Daher rührt die bekannte Trefflichkeit der französischen Lehrbücher und zusammenfassenden Darstellungen: sie sind durchsichtig bis zum Grund und hinterlassen dem Leser das Bewußtsein, den Gesamtinhalt des betreffenden Forschungsgebiets erfaßt und in sich aufgenommen zu haben. Freilich läßt dabei auch zuweilen die Klarheit der Darstellung übersehen, daß der Stand der Forschung zu solcher Bestimmtheit der Schilderung nicht berechtigt. Auch kommt es vor, daß ein zur Erläuterung herangezogenes Bild, das nur einige wenige Merkmale des geschilderten Vorgangs wiedergeben soll, die Herrschaft über das Denken gewinnt und dann auch in solchen Teilen plastisch durchgeführt wird, die mit dem verglichenen Gegenstand nichts zu tun haben, so daß diesem scheinbar Eigenschaften beigelegt werden, die ihm durchaus nicht zukommen; der erläuterte Gegenstand wird dann durch das erläuternde Bild verdeckt, der Begriff setzt sich an Stelle der Sache, oder wird selbst zu einer Sache.

Dem französischen Denken aber erscheinen diese Gefahren gering. Ihm ist der Ausbau der Gedanken über den Gegenstand mindestens ebenso wichtig als die Erkenntnis dieses Gegenstandes. Außerdem nimmt die mit starker Gestaltungskraft stets verbundene Gestaltungslust keinen Anstoß daran, ein errichtetes Gebäude, wenn es sich unbrauchbar erweist, ohne Zögern zu verlassen und zu vergessen, um alsbald ein völlig neues zum Ersatz zu erbauen. Die mühsamer gestaltende Phantasie der deutschen Forschung strebt für die Dauer zu bauen. Es ist ihr niemals in erster Linie um die Darstellung, sondern nur um die richtige Erkenntnis des Wirklichen zu tun. Unvermeidlich gelangt unbegrenzte Treue gegen jede Einzelheit des Befundes nur schwer zum Abschluß eines gedanklichen

Bildes, und umgekehrt kann schwache Gestaltungsgabe sich schwer entschließen, ein Ende im Aufsuchen von Einzelheiten zu machen, weil sie immer hofft noch etwas den Abschluß abrundendes aufzudecken. Hiermit hängt es zusammen, daß die deutsche Wissenschaft mehr als die irgendeines andern Volkes fremdes Geistesgut aufgenommen und als eigen gepflegt hat: mühsam gestaltender Phantasie kann es nur willkommen sein, wenn ihr die Arbeit des Gestaltens von andern abgenommen oder erleichtert wird. Was sie aber an eigener Gestaltung sich abringt, das ist für anders beschaffene Geistesart schwer auffaßbar, ist für sie wirkungslos und scheint ihr daher nichts zu sein. So entsteht im Ausland leicht der Anschein, als sei die deutsche Forschung an eigenen Gedanken unfruchtbar, und nur groß geworden durch den Ausbau fremder geistiger Anregungen.

Es gibt keine unüberwindlichere Geistesverschiedenheit, als sie zwischen der deutschen und der französischen Forschung besteht. Es ist dem Deutschen unmöglich, sich in die Denkweise des Franzosen hineinzufinden und sie von innen heraus zu verstehen; man kann nur von außen her die Unterschiede feststellen und sie als Tatsachen beschreiben, so gut die nur unserer eigenen Denkweise gemäße deutsche Sprache einen ihr völlig fremdartigen Geisteszustand zu beschreiben vermag. Ebenso unmöglich ist es aber auch dem Franzosen, das Wesen deutschen Denkens zu verstehen, und selbst Cuvier, der an der Stuttgarter Karlsschule erzogen wurde, also mit deutscher Denkart ungewöhnlich wohl vertraut war, konnte dort, wo die gleichzeitige deutsche Wissenschaft höchste Gipfel des Erkennens erklommen zu haben glaubte, nichts als Unklarheit und äußerste Verwirrung des Denkens finden.

Das Ziel aller wissenschaftlichen Forschung ist: Gewinnung richtiger Begriffe. Aber über das, was richtig ist, also über die erste Grundfrage bestehen zwischen Deutschtum und Franzosentum unüberbrückbare Gegensätze der Meinungen. Beide gelangen durch Beobachtung des Wirklichen zu Begriffen, denken in Begriffen und wollen dadurch zur Erkenntnis des Wirklichen, des Greifbaren und Gegenständlichen gelangen. Nun besitzt die französische Phantasie die Gestaltungskraft, ein Gedachtes in ein Wirkliches, ein Wort in ein Wesen zu verwandeln, so daß für das Denken der Begriff völlig an Stelle des Gegenstandes tritt. Daraus folgt, daß in ihr ein

richtiger Begriff vor allem logisch-klar abgegrenzt sein, einen scharf bestimmten Inhalt haben muß, oder daß scharfe Begriffsbestimmung, logisch-klare Definition eines Begriffs als das Hauptkriterium der Richtigkeit und Verwendbarkeit angesehen wird. Das deutsche Denken besitzt nur selten die Gestaltungskraft, einen Gedanken wie einen Gegenstand sich vorzustellen; Goethe besaß diese Phantasie und fiel schon seinen Zeitgenossen dadurch auf. Dem deutschen Denken also ist ein Begriff von einem Gegenstand niemals ein Ersatz oder ein Stellvertreter für diesen Gegenstand, sondern immer nur eine Bezeichnung für ihn. Unser Denken sieht nur dann etwas Gegenständliches vor Augen, wenn wir hinter diesem Begriff die Sache selbst stehen sehen. Also ist unser Forschen auch immer auf die Erkenntnis dieses Gegenstandes gerichtet; richtig ist uns ein Begriff, der die Merkmale dieser Gegenstände angibt. Die Begriffsbestimmungen dienen nur dazu, die einzelnen Merkmale, die gerade wichtig sind, hervorzuheben und in besondere Beleuchtung zu rücken. Da nun aber im Lauf des Gedankengangs verschiedene Merkmale nacheinander und vorübergehend wichtig werden können, so scheut sich unsere Forschung nicht, einen und denselben Gegenstand mit verschiedenen Begriffen zu bezeichnen, zusammengehörige Begriffe wieder zu verschmelzen oder einen gegen den andern auszutauschen. Es ist eben nicht der Begriff, sondern der Gegenstand das wahre Objekt unseres Denkens.

Goethe und die deutschen Vitalisten wußten genau, daß Gott und Welt, Geist und Materie scharf gegensätzliche Begriffe seien, aber sie wußten auch, daß die als Geist und als Materie bezeichneten Naturerscheinungen in der Wirklichkeit immer miteinander vorkommen, oder daß diese Begriffe nur verschiedene Extrakte aus einer und derselben Grundsubstanz seien. Geist und Materie erschienen ihnen etwa als Ausdrücke verschiedener Sprachen für dieselbe Sache. Deshalb scheuten sie sich zum Entsetzen Cuviers nicht, geistige Vorgänge zu beschreiben durch Schilderung materiellen Geschehens oder umgekehrt materielle Vorgänge durch Schilderung geistigen Geschehens. Die Getrennthaltung beider Begriffe schien nicht mehr nötig, sobald ein Gegenstand geschildert wurde, der sie insgesamt enthielt.

Berüchtigt und oft verspottet sind die eigentümlich weitgespannten, völlig abstrakten Definitionen, wie sie in Hegels Schriften, aber

auch in denen anderer, gleichzeitiger Philosophen vorkommen. Sie sollen auch gar keine Anschauung vermitteln, sondern das Denken soll hinter ihnen die Gegenstände als das wirkliche und anschauliche erblicken; die Begriffsbestimmung soll nur geistige Beziehungen zwischen den Gegenständen bezeichnen; die Begriffe sind nur ein Mittel, nicht wie bei französischer Art zugleich auch die Gegenstände des Denkens.

Der beste Beweis für die Gegensätzlichkeit der deutschen und der französischen Denkweise, zugleich aber auch für ihre völlige Unverschweißbarkeit wird geliefert durch die deutsche Philosophie Schellings und seiner Zeit, die in Nachwirkung der geistigen Vorherrschaft Frankreichs im 18. Jahrhundert sich die Aufgabe stellte, das Wirkliche zu erkennen durch logisches Denken, und wie die französischen Philosophen in Begriffen zu denken, als ob die Gewinnung von Begriffen gleichbedeutend sei mit der Erkenntnis des dahinter stehenden Wirklichen. Um sich zu diesem französierenden Vornehmen für berechtigt zu halten, mußte Schellings deutsche Denkweise gleich anfangs eine Annahme machen, die so unfranzösisch wie möglich war, und auch dem Deutschen eine unvorstellbare Vorstellung aufzwang. Der französische Philosoph unterschied scharf zwischen dem, was wirklich da war, d. h. zwischen dem „Sein" und seinem Gegensatz: dem „Denken". Er bildete sozusagen das Sein in seinem Denken ab und arbeitete dann allein im Bereich des Denkens, als gäbe es außerhalb des Denkens keinerlei Sein mehr. Schelling sprach aus, zwischen dem Sein und dem Denken bestünde völlige Identität, beide seien dasselbe.

Man kann diesen Ausspruch, der zwei Begriffe zu einer höheren Einheit verschmelzen will, nicht klar erläutern, denn er ist geheimnisvoll wie alles Unvorstellbare. Es hat also auch keinen Zweck, hier länger bei ihm zu verweilen und über ihn nachzudenken. Er wird hier nur genannt, um zu beweisen, daß für Schelling ein Denken, das nicht sichere Auskunft über das Wesen des Wirklichen gäbe, also ein bloßes Ausdenken, wie es französischen Philosophen so oft genügte, gar keinen Sinn hatte, sondern daß sein Denken ganz und gar auf das Wirkliche, in seiner Sprache auf das „Sein" gerichtet war. Wollte er gewiß sein, durch Denken zum Sein zu gelangen, so mußte er deren Identität voraussetzen. Und zweitens verrät sich seine deutsche Geistesart darin, daß er glaubte, durch Aussprache und Anerkennung eines unergründlichen Geheimnisses die Lösung

aller Welträtsel gefunden zu haben. Schelling gesellte sich dadurch — damals wohl ganz wider seinen Willen — den Mystikern zu, den deutschen Religionsphilosophen, die sich gleichfalls als Ziel steckten, das Geheimnisvolle, Unergründliche als tiefsten Urgrund alles Seins und alles Denkens zu offenbaren.

Im höchsten Maß bemerkenswert ist auch noch die Kühnheit der vielen Philosophen damaliger Zeit, die sich vermaßen, auf eigenen Bahnen und mit Hilfe der eigenen Geisteskraft das Wesen des Alls zu erfassen. Sie wurden nicht abgeschreckt durch das Scheitern ihrer Vorgänger, sondern begannen immer wieder aufs neue, als einsame geistige Eroberer aus eigenem Recht, eigener Kraft und auf eigene Verantwortung. Das gleiche Merkmal in etwas abweichender Ausprägung unterscheidet die deutsche von der französischen Biologie. Trotz der gestaltungsfreudigen französischen Phantasie zeigt nämlich die dortige Geschichte dieser Wissenschaft einen unverkennbaren Zug zu Meisterverehrung und zur Ausbildung von dauernden Schulen bestimmten Lehrinhalts, während es in Deutschland als erste Pflicht des forschenden Lehrers gilt, seine Schüler zur Selbständigkeit des Denkens, zum Aufsuchen eigener Wege und Ziele des Forschens zu erziehen. Die Deutung, daß die französische Schulung ein Gegengewicht gegen die Gestaltungsfreudigkeit der Phantasie, die deutsche eines gegen die Schwerfälligkeit im Entschluß zur Gestaltung zu schaffen bemüht sei, mag vielleicht für Frankreich zutreffen; für Deutschland verfehlt sie den Kernpunkt. Wie die deutsche Philosophie, so ist auch unsere Biologie nur zaghaft im Beenden, aber kühn im Beginnen und Fortführen ihrer Gedanken, von einer persönlichen Unerschrockenheit im Denken, die von selbst jeden Forscher besondere Bahnen suchen heißt; es besteht ein uneingeschränkter Individualismus der Forscher, von denen jeder sich die Kraft zutraut, für sich selbst den richtigen Weg zu brechen. Fast alle deutschen Mitarbeiter am Darwinismus waren Schüler Haeckels oder doch ihm irgendwie anders geistig eng verbunden gewesen; kein einziger aber schritt auf den Wegen dieses ersten Bahnbrechers fort, vielmehr schlug ein jeder seine eigenen, oft sich gegnerisch wendenden Pfade ein.

Im Gegensatz zur englischen Forschung richtet sich also die deutsche auf den Zusammenschluß und auf die restlose geistige Verarbeitung des Beobachteten; im Gegensatz zur französischen sieht sie in den Begriffen, die das Denken bildet, nur das Mittel, aber

nicht das Ziel der Erkenntnis. Den Deutschen und den Franzosen eint ein gemeinsames Bedürfnis nach Philosophie, den Deutschen und den Engländer ein geringes Gestaltungsvermögen der Phantasie, dessen Schwäche beim Deutschen nur deshalb stärker auffällt, weil die gestaltungskräftigere französische Phantasie sich neben ihm an der gleichen Aufgabe versucht.

Eine Veranlagung, die sich das Ziel setzt, durch Denken und Beobachten ein Bild des wirklichen Weltganzen zu gewinnen, von Beobachtungen zu verknüpfenden und einigenden Gedanken sich zu erheben, das Einzelne als einen Teil des Alls, das All durch die Kenntnis des Einzelnen zu verstehen; eine geistige Kühnheit und Unerschrockenheit, die einen jeden Denker seine eigenen Wege gehen und ihn auf diesen fortschreiten heißt, als ob seine persönliche Kraft ausreiche, all und jeder Schwierigkeit der Probleme Herr zu werden; schließlich als Hemmung eine nur mühsam und unvollendet gestaltende, überaus schwer zum Abschließen und Endigen gelangende Phantasie — das sind die Grundmerkmale der deutschen Geistesart, wie sie sich aus der Geschichte der Biologie ergeben. Sie sind dort Quellen sowohl von Kraft als von Schwäche und sie bergen in sich die Keime großen Gelingens und völligen Mißlingens. Weil scheinbar mitten innen stehend zwischen den völlig gegensätzlichen Geistesarten unserer Mitbewerber, besteht für uns die Möglichkeit uns nachahmend der einen oder der andern von ihnen anzugleichen, aber wir gerieten so unvermeidlich auf Irrwege. Wollen wir wirklich uns der Vervollkommnung befleißigen, so dürfen wir nur uns selbst gleich sein wollen, müssen die in uns liegenden Kräfte stärken und steigern, die Schwächen aber auf eine uns eigene Weise zu bekämpfen und unschädlich zu machen suchen. Diesen wahren Weg zur Größe hat unsere Wissenschaft bisher noch niemals bewußt eingeschlagen; sie hat vielmehr im Glauben an die völlige Internationalität der Forschung noch nicht bemerkt, daß es einen derartigen Weg überhaupt gäbe. Diese Erfahrung legt den Gedanken nahe, daß vielleicht alle deutsche Größe nur deshalb stets so rasch wieder zusammenbrach, weil sie niemals auf diesem selbstbewußten, allein wahren und allein Dauer verheißenden Wege errungen worden war.

Spricht man außerhalb des Wissenschaftlichen von der Größe eines Volks, so denkt man zuerst an kriegerische oder politische Taten. Kriegerischer Ruhm eignet allen Völkern, die in der äußeren Weltgeschichte etwas bedeuten; sie werden dort bedeutungslos, sobald ihnen die Kraft entsinkt, ihr Dasein tatkräftig zu behaupten. Wir dürfen uns mit Stolz bewußt sein, daß wir diese Tatkraft von Beginn unserer Geschichte bis zur Gegenwart immer wieder bewährt haben und darin keinem andern Volke nachstehen, aber der Besitz gerade dieser Art von Tatkraft ist nichts allein unserem Volke eigentümliches, also scheidet dieses Thema aus der gegenwärtigen Betrachtung aus.

Politische Begabung aber hat bisher unser Volk nicht bewiesen. Es ist, als habe sich alles, was davon uns zuteil wurde, immer nur zusammengezogen auf wenige hervorragende Männer, Helden, die sich abheben von einer für politisches Denken unfähigen Masse. Dauernde politische Großtaten werden vollbracht von Völkern, die wie Römer und Engländer arm sind an staatsmännischen Helden, bei denen aber die Begabung gleichmäßig verteilt ist auf das ganze Volk und die Folge der Generationen, so daß selten oder niemals ein besonderer Aufschwung eintrat, sondern immer eine mittlere, dauernd dem gleichen Ziel zugewandte Richtung verfolgt wurde. Oder ist auch politische Begabung, wie die kriegerische ein Gemeingut der tatkräftigen Völker, und ist sie nur bei Griechen und Deutschen meist gehemmt durch andere Wesensmerkmale, so daß die wenigen, die von solchen Hemmungen frei waren, deswegen als staatsmännische Helden über ihr Volk hinausragen, die Hemmungen auch bei andern aufhoben oder die Gehemmten überwanden und so eine Zeit allgemeinen politischen Aufschwungs herbeiführten?

Solche Fragen lassen sich nicht beantworten. Man kann nur prüfen, ob es solche hemmenden Wesensmerkmale bei uns gibt, und ob sich ihre Wirkungen, etwa durch Erziehung, bekämpfen lassen.

Den Lehren der neueren Geschichte zuwider haben manche Herolde des Deutschtums unserm Volk eine ganz einzigartige Bedeutung für das Staatsleben der Weltgeschichte zugeschrieben, indem sie die Begründung fast sämtlicher Kulturstaaten der alten Welt zurückführten auf die Einwanderung germanischer Herrenrassen, und im Untergang dieser Staaten dann die Folge einer Aufsaugung der Germanen durch die unterworfenen einheimischen Bevölkerungen anderer Rasse sahen. Sogar nicht allein die Staatsgründungen, sondern alles produktive, alles geniale soll nach diesen Deutschbegeisterten den germanisch-deutschen Einwanderern angehören: Nordeuropa wäre der Keimpunkt all und jeder Kultur, der Herd, von dem aus sie ihren Siegeslauf über die Erde begann und sich nährte.

Fichte ist mit solchen Verkündigungen vorangegangen. „Das Deutschtum ist der Stammbaum des gesamten Volkslebens und die Wurzel alles Gedeihens. Ginge das Deutschtum zugrunde, so wäre der bisher noch stetig fortgegangene Fluß der Bildung unseres Geschlechts beschlossen und die Barbarei müßte wieder beginnen und ohne Rettung fortschreiten," so rief er aus, und nach ihm haben andere, unter denen Gobineau und Chamberlain die bekanntesten sind, diesen Gedanken fortgesponnen und ausgedehnt bis über die Grenzen des Statthaften hinaus.

Zweifellos ergoß sich in der Völkerwanderung das Deutschtum als Herrenschicht über England, Frankreich, Spanien und Italien. Es wirkte wie eine Urkraft zuerst zerstörend, dann neu schaffend. Aber ob nun alles, was dort an Genialem erwuchs, aus der befruchtenden Rasse selbst hervorging, oder ob die alte Kraft des neu befruchteten Bodens noch einmal Schößlinge trieb, wer will das entscheiden?

Die so jäh erblühte italienische Renaissance kam zum Erliegen, als die tragende Rasse dieser Kultur, die Herrenschicht des mittelalterlichen Italiens, hervorgegangen aus einem Einschlag gotischen und longobardischen Bluts zu der einheimischen Volksart, sich in taumelndem Rausch selbst vernichtet hatte. Frankreichs geistige Produktivität erlitt schweren Schaden, als dort die ähnlich entstandene Herrenschicht in der Revolution vernichtet wurde. Die deutsche Kultur wird zugrunde gehen, wenn die deutsche Rasse, wie sie einmal ist, vernichtet wird. Aber diese Rasse bildet nicht eine dünne Herrenschicht über anders gearteter Bevölkerung, und darin liegt eine gewisse Gewähr für ihre Dauer. Sie ist so reich an unzweifelhaft ihr eigenen Erfolgen, daß sie nicht nötig hat, sich mit strittigen Federn zu schmücken, auch von den Werken anderer Rassen nichts zu beanspruchen braucht, ebensowenig wie ein Majoratsherr den Erwerb und den Besitz seiner ausgewanderten Vettern neidet.

Der sichtbarste Reichtum dieser deutschen Rasse und des deutschen Volks besteht in der Fülle großer Männer. Deutsche Geschichte, beziehe sie sich auf Staaten, Wissenschaften oder anderes, ist immer Heroengeschichte; sie ward glanzvoll durch das Wirken von Individuen, die durch persönliche Kraft die unersteiglich scheinenden Hemmungen überwanden und Erfolge gewannen *trotz* der Ungunst der Verhältnisse.

VII.

Kein größer Leid
Als sich der Zeit des Glückes zu erinnern
Im Elend. — (Dante.)

Aus der herben Erfahrung des Verbannten, dem alle Aussicht auf Rückkehr abgeschnitten war, blickte Dante bitter zurück auf den Glanz und die Tätigkeit seiner Jugend. Wir handeln hier vom Wesen der deutschen Größe; doch stehen wir anders als Dante vor dem Elend unserer Gegenwart, denn wir vertrauen darauf, daß wir es noch überwinden werden, nicht als einzelne und nicht in unserm persönlichen Leben, sondern als Volk und in Zukunft. Dieses Vertrauen macht uns den Anblick des heutigen Leids erträglich; es macht uns sogar, da wir den Weg zum Heile suchen, den Hinblick auf dieses Leid und auf den vergangenen Glanz zu einer Notwendigkeit.

Der Individualismus der deutschen Wissenschaft, die selbstvertrauende Kühnheit, welche in der Geschichte der deutschen Wissenschaft überall hervortritt, ist ein allgemeines Merkmal der deutschen Volksart, welches bewirkt, daß unsere Geschichte immer Heroengeschichte ist. Da im gewöhnlichen Denken und im Sprachgebrauch das Wort „Held" stets die Vorstellung eines weiten Wirkungskreises umschließt, müssen wir freilich darauf gefaßt sein, daß uns bei Betrachtung anderer Felder der Volksbetätigung und breiterer geschichtlicher Zusammenhänge manch ungewohnte Formen des Heldentums entgegentreten werden, namenlose Heldenhaftigkeit sogar, die ganz auf dem Boden des Alltagslebens bleibt.

Während des Reformationszeitalters war Deutschland trotz seiner inneren Zerrissenheit, trotz äußerer und innerer Not ein reiches Industrieland, ein Ausfuhrgebiet handwerklicher Gewerbeerzeugnisse. Am bekanntesten sind die Namen zweier Handelshäuser geworden, die in Augsburg ihren Sitz hatten, die Welser und die Fugger. Augsburg war Durchgangspunkt für den Handel von Nordwesteuropa nach Oberitalien und der Levante, weit ungünstiger

gelegen als Venedig und Genua. In diesen Hafenplätzen erblühten gleichfalls zahlreiche Geschlechter führender Kaufleute, kein einziges aber von diesen kam an Einfluß den Augsburgischen gleich, denn diese entschieden mit über den Verlauf der ganzen damaligen Politik. Die Fugger finanzierten die Kriege Karls V. gegen Türken und Protestanten, finanzierten den Ablaßhandel Tetzels, der die Reformation herbeiführte. Die Welser, abgeschnitten vom Meer, beteiligten sich führend an der Erschließung Südamerikas und gewannen Venezuela zu eigen. Beide hatten zur Eroberung dieses Welteinflusses nichts als ihre persönliche Tüchtigkeit einzusetzen und sie steckten sich und erreichten auch die höchsten Ziele, die denkbar waren, trotz der Ungunst der äußeren Lage. Kein venedisches oder genuesisches, noch auch ein spanisches Handelshaus wagte diese Wege einzuschlagen.

Am ehesten vergleichbar ist die Geschichte der Medici, die einige Generationen früher aus ungefähr den gleichen Bedingungen heraus zu politischer Macht gelangten. Auch diese schufen sich ein Welthandelshaus, aber ihre sonstigen Ziele blieben in der Nähe, beschränkten sich auf Italien und auf ihre Heimatsstadt, und sie gewannen durch die Handelsvorherrschaft die dauernde politische Macht, zunächst durch den Zutritt zum Papsttum, dann durch die Herzogswürde.

Die Ziele der Fugger und Welser waren die höheren; ihr Erfolg griff weiter aus, doch sie verabsäumten, ihn dauerhaft zu begründen, weil sie vertrauten, daß ihre persönliche Kraft nach wie vor allen Zeitumständen trotzen werde. Die Erfolge der Medici wurden nicht trotz der Zeitumstände, sondern infolge der Zeitumstände gewonnen, nicht durch überkühnes Selbstvertrauen und Wagemut, sondern durch Vorsicht und Geschicklichkeit auf Grund einer dauerhaften Machtgrundlage. Die Augsburger trieben Weltpolitik, gestützt auf rein persönliche Handelsmacht, ohne den Besitz politischer, legaler Macht. Der Einzelne getraute sich durch seine persönlichen Hilfsmittel erzwingen zu können, daß die politische Macht die Kräfte der Allgemeinheit dauernd rein persönlichen Zwecken zur Verfügung stelle. Der Medici erwarb politisch-legale Macht, um die Politik eines eng umschriebenen Kreises, des kleinen Landes Toskana beherrschen zu können; trotz seiner sachlich fester begründeten Macht griff er nicht in die Weltpolitik ein, dachte nicht daran,

sein Auge zu solchen Zielen zu erheben, auch nicht als er sich des Papsttums, also einer Weltautorität bemächtigt hatte.

Auch die Hansa, die im ausgehenden Mittelalter den Norden Europas beherrschte, war auf wirtschaftlicher Grundlage zur politischen Macht geworden, aber auf einer geradezu unmöglichen geographischen Grundlage. Getrennte Städte waren es, zwischen denen weite Strecken unbeherrschten Landes lagen, das sich oft genug feindlich verhielt. Daheim war die Hansa keine herrschende Landmacht, außerhalb Deutschlands aber die Vormacht des Deutschtums. Auch hier war also ein hohes politisches Ziel erreicht mit Hilfe allein der persönlichen Tüchtigkeit, unter Mißachtung aller Schwierigkeiten, den sachlichen Machtgrundlagen zum Trotz.

Der Handel der Hansa bediente sich der gleichen Mittel, durch welche im 19. Jahrhundert der deutsche Handel weltbedeutend wurde. Auch dieser entbehrte ja, wie wir erleben, der sicheren geographischen Fundamente; wir wurden ausgehungert. Der Handel begann zu erblühen, als Deutschland weder zur See noch zu Lande eine wirkliche Macht war, denn Preußens Heer in Europa vermochte dem Handel Hamburgs in Südamerika kein Rückgrat zu geben. Er wurde ja sogar anfangs getrieben vorwiegend auf fremdländischen Schiffen.

Die Kraft der Persönlichkeit mußte all diese Schwierigkeiten überwinden; der Kaufmann lernte die Sprachen der Länder, in denen er Handel trieb; er bereiste und beobachtete die Länder, um noch unentdeckte und unentwickelte Handelsmöglichkeiten zu entdecken und auszunutzen, wie das beides vordem die alten Hanseaten getan hatten mit dem gleichen Erfolg. Es ist derselbe Individualismus, wie er uns in der Geschichte der deutschen Wissenschaft entgegentrat, die Unerschrockenheit, die sich ganz auf die Kräfte der eigenen Person verläßt, und auf diese gestützt sich die höchsten Ziele stecken zu dürfen glaubt.

Eine Übersteigerung dieses Selbstvertrauens war es, wenn so oft deutsche Gelehrte den Widerstand der Umstände und der sachlichen Forschungsbedingungen überhaupt nicht in Rechnung zogen und Werke begannen, die in der geplanten Gestalt niemals vollendet werden konnten, oder beim endlichen Abschluß in ihren ersten Teilen bereits veraltet sein mußten. Individualismus und Kraftgefühl werden eine Gefahr, wenn sie nur noch sich allein, nur noch die eigene Persönlichkeit, aber gar nicht mehr die Gewalt der Tatsachen

beachten. Sie werden verderblich noch in anderer Weise, wenn sie nämlich dazu entarten, gerade die Scheidung vom nächsten Nachbar besonders scharf zu vollziehen und nahe Grenzen für wichtiger halten als die ferner liegenden. Die Geschichte des deutschen Volks enthält viele Seiten, die von den Großtaten dieses Individualismus, aber auch betrüblich viele, die von vernichtenden Folgen seiner Entartung und Übersteigerung berichten.

Das ureigenste Gebiet des Individualismus, in dem der Schaffende notwendig ganz auf sich allein gestellt, nur auf die eigenen Kräfte angewiesen bleibt, das ist die Kunst, besonders die Dichtung. Aus roh abenteuerlichen Rittersagen schuf Wolfram von Eschenbach eine tiefsinnige Weltanschauungsdichtung, den Parzival. Fast genau hundert Jahre liegen zwischen den Todestagen Wolframs und Dantes, der 1321 starb, und es ist von hohem Interesse, diese beiden mittelalterlichen Weltanschauungsepen in Rücksicht auf die Unterschiede des geistigen Volkstums zu vergleichen.

Aus eigener Kraft will Parzival den Gral, den Inbegriff der höchsten und heiligsten Erkenntnis erstreiten. Im vollsten Kraftbewußtsein des Individualismus zweifelt er nicht daran, daß er es vermöge; er scheut kein Problem, will alles selbst erkennen, und als ihn die Vergeblichkeit dieses Mühens niederzuwerfen droht, da zweifelt er nicht an sich selbst und an seiner Kraft, sondern er zweifelt an der wirklichen Existenz des Gesuchten. „Weh, was ist Gott," läßt Wolfram ihn ausrufen. „Gäb's einen Gott, so hätte ich ihn gefunden; ich fand ihn nicht: gibt es nun Gott?" — das ist etwa der Sinn der Frage, die nun in mystisch unanschaulicher oder gefühlsmäßiger Weise beantwortet wird. Dabei schwebt im Hintergrund der Begriff des Alls, wie er etwa 600 Jahre später von der deutschen Philosophie erfaßt wurde. Wolframs jugendfrischere Art hat freilich diesen Gedanken nur von ferne geahnt; erst die spätere Nachwelt konnte ihn klarer aussprechen: Im All, das wir immer nur durch und in Einzelheiten erkennen, aber nie an und für sich selbst, ist Gutes und Böses vereinigt; es hebt sich auf gegeneinander und so ist vor Gott als dem All dieser weltliche Gegensatz nicht vorhanden.

Die Frage „Weh, was ist Gott?" macht das letzte der Weltanschauung und damit die ganze Weltanschauung zum Problem. Diese selbstvertrauende Kühnheit des Fragens fehlte Dante völlig.

Nicht aus eigener Kraft, sondern zuerst von Virgil, dann durch weibliche Abgesandte Gottes geführt beginnt er seine heilige Reise. Er schaut und berichtet, aber setzt nicht seine Person kämpfend für Erkenntnis ein. Alles ist anschaulich, konkret greifbar geschildert; es fehlt alle Mystik, jede Spur der Erkenntnis, das unser Denken die Grenzen des Unerkannten nur zurückdrängen, niemals aber aufheben könne. Es war einer der merkwürdigsten Mißgriffe, wenn Chamberlain einmal Dante für das Deutschtum fordern wollte; die Divina Comoedia ist undeutsch bis in den geistigen Keimpunkt hinein, und trotz ihres germanischen Einschlags war die Herrenrasse des mittelalterlichen und des Renaissance-Italiens etwas eigenes, nicht schlechtweg deutsch und germanisch.

Das persönliche Kraftbewußtsein, das Selbstvertrauen, das den Besitz von Kraft und Vertrauen nicht einmal mehr als etwas besonderes, sondern als etwas völlig selbstverständliches empfindet, ist auch der Wurzelboden, aus dem eine Eigenschaft des deutschen Wesens entspringt, die man besser in Anlehnung an das Mittelhochdeutsche „Milde" und nicht mit dem andersdeutigen Wort „Mitleid" benennen sollte. Es ist kein Mitfühlen des Leids, sondern das Glücksgefühl des tätigen Erbarmens mit denen, die dieser Kraft entbehren, die vom Leben geschädigt und deshalb auf die Hilfe des bevorzugten angewiesen sind. In Jordans Nibelungendichtung ist Siegfried der stärkste, kühnste, heldenhafteste, zugleich der einzige, der für Brunhildens krüppelhaftes Söhnchen Freundlichkeit fühlt. Auf dem Weg zum Spessart, zur letzten Jagd, nimmt er den Kleinen zu sich aufs Pferd, und dieser klagt seinem Schützer: Die andern alle schelten mich Krüppel; du aber bist freundlich und erzählst mir Geschichten,

„Wie der Riese so dumm und der Zwerg so gescheit war."

Dieser von Jordan so außerordentlich glücklich gewählte Charakterzug dessen, der weder das Fürchten noch das Gruseln, weder das Gefühl unzureichender Kraft, noch Übermut ob seiner ihm selbstverständlichen Stärke kannte; dieser Charakterzug, das Mitleid mit dem schwächeren Anderen, die Milde also, ist vor allem andern kennzeichnend für das Deutschtum überhaupt, ist die Wurzel vieler glanzvoller, aber noch viel zahlreicherer verderblicher Wesensäußerungen, die als unvereinbare Widersprüche erscheinen, solange man ihren Ursprung aus dem persönlichen Kraftbewußtsein verkennt.

Die Milde kann entarten in der Richtung auf Unterschätzung und Nichternstnehmen des Gegners, oder in der Richtung auf Überschätzung des Andern und Preisgabe des eigenen Werts. Diese zweite Entartungsrichtung ist für deutsches Wesen die bezeichnendere und für deutsches Handeln verhängnisvoller. Belege dafür anzuführen, ist nach dem, was wir erlebt haben, leider überflüssig, denn sie liegen allen sichtbar zutage.

Die deutsche Forschung will Beobachtung und Theorie zu engster Einheit schließen und eines durch das andere befruchten. Diese selbe geistige Eigentümlichkeit zeigt sich auf allen Gebieten des deutschen Lebens. Die Grundquelle deutscher Erfolge liegt in dem Trieb, über die gegenwärtige Weltbeschaffenheit hinauszublicken und dabei aus der Wirklichkeit erst ein Ideal abzuleiten, dann alle Kraft daran zu setzen, um dieses Ideal zu verwirklichen ungeachtet aller Schwierigkeiten. Ideal und Wirklichkeit sollen zur Einheit umgeschaffen werden, wobei unter „Ideal" nicht nur wolkenartige Gedankenwelten, sondern auch sehr irdische, aber doch jenseits des Alltagslebens liegende Ziele, z. B. ein sozialistischer Zukunftsstaat zu verstehen sind. In Frankreich gilt schon die Verkündigung eines Ideals als beglückende Tat: der zu einer Sache gewordene Begriff der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit verdeckte völlig, daß das wirkliche Leben während der französischen Revolution von einer Verwirklichung dieser Ideale unendlich fern war. In England wohnen Ideal und Wirklichkeit jede in ihrer eigenen Welt, und kein Zusammenhang führt von der einen zur andern, ohne daß jemand das Bestehen solcher Brücken forderte. Deutscher Art ist eines wie das andere unbegreiflich.

Ein Bestreben nach Zusammenschluß von idealer Theorie und beobachteter Wirklichkeit liegt z. B. im Grunde der deutschen Sozialpolitik, die wie so vieles, das in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts verwirklicht wurde, in den Bestrebungen von 1848 wurzelte. Auf einer vereinzelten Fabrik im Saargebiet wurde sie zuerst durchgeführt, doch war wohl die Kraft des Einzelunternehmens zu gering, um den Versuch, der spätere Einrichtungen vorwegnahm, zu dauerndem Gelingen zu bringen.

Die Umwandlung des Handwerks in Industrie hatte damals kaum begonnen; die Merkmale der industriellen Arbeitsverhältnisse konnten sich erst in den ersten Zügen herausgestellt haben, da regte

sich bereits die Erkenntnis der dadurch erweckten sozialen Gefahren. Es war zunächst rein theoretische Erkenntnis, aber sofort ward auch versucht, die theoretisch als notwendig erachteten Abwehrmaßnahmen auf dem Boden des Tatsächlichen durchzuführen. Eine Theorie des neuen Zusammenspiels der sozialen Vorgänge, abgeleitet auf noch geringer Breite der Erfahrungsgrundlage, gab sofort Anlaß, das Kulturleben in diesem Teil so umzugestalten, daß es der Theorie Rechnung trug, zugleich aber auch den beobachtungsmäßig gegebenen Umständen, d. h. hier der geschichtlich entstandenen Beschaffenheit des gegenwärtigen Lebens.

Ernst zu machen mit der Durchführung von Idealen, der deutsche Idealismus spiegelt sich wider in dem auszeichnenden Merkmal der deutschen Technik. Sie ist Verbindung abstrakt-wissenschaftlicher Theorie und praktisch-handwerklicher Erfahrung, Einigung von geistigen Tätigkeiten, durch welche wir unsere Lehrmeister, Frankreich und England, überflügelt hatten. Der englischen Chemie oder der französischen wäre es beispielsweise nicht eingefallen, Indigo künstlich herzustellen, da man ja den natürlichen in jeder beliebigen Menge erhalten konnte. Ein äußerer Zwang lag vor, als während der napoleonischen Kontinentalsperre die deutsche Forschung zum Ersatz des unerreichbaren Rohrzuckers die Gewinnung eines Zuckers aus Rüben ausarbeitete. Jetzt aber setzte aus rein wissenschaftlichem Trieb ein Chemiker Jahre eines arbeitsreichen Lebens an die Lösung eines unsäglich schwierigen, praktisch anscheinend wertlosen Problems und schuf so im Vertrauen auf seine persönliche Kraft ein chemisches Verfahren, das dann den natürlichen Indigo durch ein besseres und wohlfeileres Produkt ersetzte.

Das leuchtendste, auch von Fichte gerühmte Beispiel dieses geistigen Zwanges, Theorie und Wirklichkeit in Verbindung zu halten und Ernst zu machen mit der Verwirklichung des theoretisch als richtig erkannten, lieferte Martin Luther und die deutsche Reformation. Der Widerspruch zwischen dem, was das Christentum sein wollte und dem, was es unter den Renaissancepäpsten, einem Alexander VI. Borgia oder Julius II. della Rovere, geworden war, blieb den Italienern von Anfang an nicht verborgen. Aber Savonarola, der sich dagegen erhob, war eine vereinzelte und ohne allgemeine und dauernde Wirkung sich aufopfernde Person. Die Wissenden halfen sich durch Spott und Gelächter darüber hinweg,

fühlten sich aber nicht verantwortlich für die Aufklärung der Massen, und diese selbst nahmen keinen Anstoß an dem, was sie sahen. Mit Fichtes Worten: „Die Gebildeten unter den romanischen Völkern erhoben sich über den Zwiespalt zwischen wirklicher und idealer Religion durch eine von vorneherein irreligiöse Philosophie, die den Widerspruch zwischen philosophischen und religiösen Dogmen einfach konstatierte und sich auf die Seite der philosophischen stellte." Ganz anders in Deutschland. Noch jetzt ist ja der Unterschied zwischen deutscher und italienischer Religiosität jedem offenbar, der Rom mehr als ganz flüchtig kennen lernte. Es ließen sich leicht zahlreiche Belege dafür anführen, daß in Italien dem Volk und dem Gebildeten alle Religion in der Beobachtung formelhafter Gebräuche, alle Religiosität in dem Glauben an Zauberwirkungen materieller Amulette und amulett-ähnlicher Vorgänge erschöpft ist. In Deutschland ist das geistige Leben, dieses vor allem, das in Italien ganz unbeteiligte, mit der Religion verwebt. Ein Widerspruch zwischen dem, was Religion ist, und dem, was sie sein sollte, kann nicht bemerkt werden, ohne daß sofort das drängende Bestreben auftaucht, das Ideal in Wirklichkeit zu verwandeln, die Theorie mit dem Beobachteten in Einklang zu setzen durch Reformation des bestehenden, entarteten Zustands. Und diese Bewegung ward sogleich eine Massenbewegung, weil der Antrieb zu ihr nicht nur wenigen Höherstehenden bemerkbar wurde; das deutsche Volk in seiner Gesamtheit nimmt Weltanschauungsfragen verzweifelt ernst, und ein jeder erachtet es als seine Pflicht, sich ein Urteil darüber zu bilden sowie für die Gültigkeit seines Urteils einzutreten. Freilich bedarf ein Volk in solchen Angelegenheiten vielleicht noch mehr als in andern der Führer. Die deutschen Humanisten begnügten sich, anders als die italienischen, nicht damit, in Widerstreit religiöser und philosophischer Dogmen sich einfach für die eine Seite zu entscheiden und die andere als minderwertig auf sich beruhen zu lassen, sondern sie suchten den Widerspruch wirklich zu überwinden, indem sie aus der Philosophie heraus das zu entwickeln unternahmen, was bis dahin die Religion über das Übersinnliche gelehrt hatte, und was den romanischen Philosophen wertlos erschienen war. Für die breiteren Kreise des deutschen Volks war aber damit nichts gewonnen; Luther nahm ihre Sache zu seiner eigenen, im Bewußtsein seiner Kraft und mit dem Ingrimm eines Mannes, dem es Ernst ist mit seiner Weltanschauung und Religion; in all und jedem, im Guten wie im Bösen war er eine Verkörperung des Deutschtums. Auch hier finden wir das abschließende Wort von Fichte ausgesprochen: „Mögen andere bei der Reformation irdische Zwecke gehabt haben, sie hätten nie gesiegt, hätte nicht an ihrer Spitze ein Anführer gestanden, der durch das Ewige begeistert wurde; daß dieser, der immerfort das Heil aller unsterblichen Seelen auf dem Spiel stehen sah, allen Ernstes allen Teufeln in der Hölle furchtlos entgegen ging, ist natürlich und durchaus kein Wunder. Dies ist nur ein Beleg von deutschem Ernst und Gemüt." —

Die Reformation in Deutschland zwang dann die Romanen, nun gleichfalls Ernst zu machen mit der Behebung der Widersprüche zwischen idealer und wirklicher Religion. So entstand die Gegenreformation; aber der Geist, der den Romanen zwang, zu verinnerlichen, wo doch seinen eigenen Bedürfnissen vollauf durch äußerliches genügt wurde, dieser deutsche Geist, der Theorie und Wirklichkeit in Einklang haben will, und der in allen Deutschen, Katholiken wie Protestanten, lebendig ist, der blieb dem Romanen unverständlich, lächerlich und verhaßt bis auf den heutigen Tag:

Wie könnten solche je werden Freunde,
Denen das Wesen, wie du bist,
Im Stillen ewiger Vorwurf ist.

Dieses Wort Goethes, das uns bereits einmal früher entgegenklang, darf niemals von uns vergessen werden, so oft wir nach dem Urteil fragen, das andere Völker über uns fällen.

Was sich bisher im großen zeigte, das gilt auch im kleinen. Ein jeder Deutsche traut sich zu, aus eigenen Kräften das Wesen der Welt zu erkennen, und er macht dann Ernst mit der Verwirklichung seiner persönlichen Ideale. Es wurde einmal Goethe der Vorwurf gemacht, er tue, als habe er Jahrhunderte zu leben; dieser Vorwurf trifft jeden Deutschen, der schaffend tätig ist, und das sind zahllose, oft in bescheidenen Lebenskreisen, auch manche, denen ein nur kleiner Bereich von Wissen vorkommt, als ob er bereits das Weltganze umfasse. Wie wenig unser Volk dazu neigt, sich auf das gerade vorliegende Treiben zu beschränken und nur an das Nächste zu denken, das zeigt der Erfolg der Volksbibliotheken, in denen gerade ernsthafte Werke jeder Art, Wissenschaft und Dichtung am

meisten begehrt werden, nicht etwa Unterhaltung und seichter Zeitvertreib.

Der Wandertrieb des Deutschen belegt das gleiche: die Sehnsucht nach fremden Ländern, die so manchen zum Forschungsreisenden aus Leidenschaft werden ließ, oder doch zum ruhelosen Bruder Straubinger, wie er schon manchem als ein sonderbarer Vertreter Deutschlands im nahen und fernen Orient aufgefallen ist. In diesem Wanderburschen niedersten Ranges lebt der Beobachtungstrieb des deutschen Forschers, das Bedürfnis, das Weltganze in sich aufzunehmen durch eigenes Schauen, dieselbe Geistesstimmung, die von jeher Reisebeschreibungen zu einem bevorzugten Teil des deutschen Bücherwesens gemacht hat.

Im Denken und Handeln *will* wenigstens jeder Deutsche selbständig sein; selbst wenn er handelt und denkt wie alle Welt, so gibt er doch immer vor, gerade dieses Denken und Handeln selbst als richtig erkannt zu haben, und er nennt Gründe, aus denen er so denkt und handelt. Niemals würde der deutsche Individualismus sich allgemein und ohne Widerspruch vertragen mit einer Sittlichkeit, die wie die englische grundsätzlich das, was *man* tut, zur Norm nimmt, nur *weil* man es tut. Wir haben unter uns zahlreiche Welterneuerer, die dieses allgemein-übliche durch ein selbstgefundenes Besseres glauben ersetzen zu können, und es dann auch handelnd zu ersetzen beginnen, ohne sich darum besonders für Originale zu halten.

Wie alles in der Welt, so hat auch das Vertrauen, selbst den Maßstab für alle Lebensverhältnisse finden zu können, seine üble Kehrseite: Das Selbstvertrauen des im engsten Gesichtskreis verharrenden, das den alltäglichsten Alltag für das einzig wahre und einzig gültige ansieht, die Denkweise des in Deutschland leider so oft zur entscheidenden Macht gelangenden Philistertums, das aller Belehrung unzugänglich ist, weil seine blöden Augen nicht sehen, und weil ihm von allen Erkenntnissen gleich die erste unzugänglich ist: das durchbohrende Gefühl des eigenen Nichts. Neben den Lichtgott Balder stellte bereits die alte deutsche Mythologie den Bruder, den blinden Hödur, der den Lichtgott ermordet. —

Es gibt manche Märchen und Sagen, in denen günstige Schicksalsgewalten einem Neugeborenen die herrlichsten Gaben in die Wiege legen; zuletzt aber tritt eine hinzu, die durch ihre Beigabe all den reichen Segen wieder in das Gegenteil verkehrt. Dem

Deutschen ward als solch schwarzes Geschenk die Schwäche der Gestaltungsgabe, die Schwierigkeit des Abschließens und Beendigens, verbunden mit einem Genügen in unvollkommener, verschwommener Gestaltung.

Nicht immer freilich ist diese Gabe ein Übel; sie ist die Wurzel der deutschen Mystik, eines Denkens in Geheimnissen über Geheimnisse, das zwar nur dem Deutschen des Denkens wert erscheint, dafür aber ihm unentbehrlich geworden ist. Wir erkennen als Forscher Einzelheiten, die wir denkend verbinden. Nicht die Beobachtung, sondern die Phantasie schafft das verknüpfende Band, aber schließlich versagt auch diese, wenn wir aufsteigen zu den höchsten und letzten Problemen der Weltanschauung. *Wie* Geist auf Stoff, *wie* Stoff auf Geist zu wirken vermag, wie eine solche Wechselwirkung möglich ist, die wir doch stets an uns selbst erleben, das vermag die deutsche Phantasie nicht in klaren Bildern auszumalen, und was andere darüber verkündeten, das scheint uns unzureichend. Wo Denken und bildhaftes Vorstellen versagt, da sucht unsere Volksart dann durch Empfinden und Fühlen weiter zu dringen; das unerkennbare, unausdenkbare will der Deutsche nicht mehr verstandesmäßig erfassen, sondern er will es, wie er sagt, empfindend „erleben". Soll dieses Erlebnis dann trotzdem ausgesprochen, das Unsagbare gesagt werden, so dienen Worte und Gedanken nur noch dazu, Stimmungen zu erwecken und zu verkünden, da sie keine Erkenntnisse mehr mitzuteilen haben. Dieses Aufgehen des Denkens im Empfinden ist das Wesen der deutschen Mystik; Gestaltslosigkeit des Gedankens zur Schilderung der letzten Weltanschauungssätze ist hier aus einer Not eine Tugend, die einzig noch Gelingen ermöglichende Vorbedingung geworden, etwas urdeutsches, dem Nichtdeutschen so unverständlich, wie der Chorus mysticus, der den Faust abschließt:

Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichnis;
Das Unzulängliche,
Hier wird's Ereignis;
Das Unbeschreibliche,
Hier ist's getan;
Das Ewig-Weibliche
Zieht uns hinan.

Gerard de Nerval, der zuerst den Faust ins Französische übersetzte, ließ diesen Chor, der uns Deutschen unerläßlich scheint, wie das Amen nach dem Credo, einfach fort; ob als unübersetzbar oder als unverständlich, gilt uns gleichviel. Er schien ihm entbehrlich, und wir, aus unserer Denkweise heraus, können da nur von Verständnislosigkeit reden.

Die deutsche Mystik, groß als Absicht, die vor keiner Kühnheit des Erkenntnisstrebens zurückscheut, will durch Wortklänge und verwehende Wortbedeutungen wirken; sie will Musik der Sprache sein und ist die echte Schwester der deutschen Musik, die im Schatten stehende, düstere Genossin der siegreichsten unter den deutschen Künsten. Wie oft und in wie vielfacher Gestalt gelang es dieser, das Unsagbare zu verkünden, dem Unerkennbaren Stimme zu schaffen!

Doch was hier Vorbedingung und Werkzeug größten, durch alle Zeiten dauernden Erfolges war, das ist doch weit öfter eine höchst verhängnisvolle Gabe; ein jeder Erfolg kostet seinen Preis, und wir dürfen besorgt fragen, ob hier nicht der Preis den Wert des Erfolgs überragt.

Die Unfähigkeit, zu gestalten und etwas als unwichtig beiseite zu stellen, verband sich mit der deutschen Treue gegen die Einzelheit und schuf die unselige Verfassung des heiligen römischen Reichs deutscher Nation, die nachwirkt bis auf die Gegenwart. Die einzelnen Stämme vermochten sich nicht zu entschließen, eine ihrer Stammeseigentümlichkeiten in Geistesart und Geschichte *nicht* zu betonen. Sie wollten freilich einem machtvollen Ganzen angehören, aber trotzdem auch ganz bleiben, was sie waren. Und sie denken so bis auf den heutigen Tag, so daß allen Schöpfungen, die trotzdem von der persönlichen Tüchtigkeit des Deutschtums hervorgebracht wurden, noch immer die genügend breite und sichere Grundlage zu dauerndem Dasein gefehlt hat. Dieser schwärzeste Schatten unserer vor der Welt am hellsten leuchtenden Gabe muß sich in Zukunft aufhellen lassen, oder allem Gelingen, das uns je in einer ferneren Zukunft beschieden sein mag, wird stets wieder ein tiefer, alles zerschmetternder Fall nachfolgen.

VIII.

„Wer will jemals in den Begriff oder in Worte fassen, was deutsch sei? Wer will ihn bei Namen nennen, den Genius unserer Jahrhunderte, der vergangenen und der künftigen?" (Ranke.)

Wir müssen versuchen, das Wesen des Deutschtums zu erkennen, weil wir dieser Kenntnis bedürfen als einer Grundlage alles Planens zum Wiederaufbau, das nicht nur der Ziele und des Wegs, sondern auch der Beschaffenheit des auszugestaltenden Stoffes gewiß sein muß. Die Verschiedenheit der Betätigungsfelder, die wir betrachten, um sachlich begründete Vorstellungen über das geistige Wesen unseres Volks zu gewinnen, bringt es mit sich, daß die Merkmale stets in veränderter Rangordnung erscheinen: was in einem Fall als das wichtigste hervortritt, das kann in einem andern von untergeordneter Wichtigkeit sein. Doch sind das bloß äußerlich verursachte Verlegungen des Nachdrucks, bei denen ausführlicher zu verweilen nicht der Mühe lohnt.

Keines dieser Merkmale ist an sich gut oder übel, sondern jedes von ihnen ist je nach Ausbildungsweise und Umständen eine Quelle hellen Lichts oder ein tiefer Schatten. Der selbstvertrauende Individualismus kann sich übersteigern und entarten; die Milde kann, wenn dem Kraftgefühl der Besitz einer wirklichen Kraft entbricht, zu völliger Preisgabe des eigenen Werts führen; das Streben nach Einklang zwischen Theorie und Wirklichkeit verwandelt sich in Philistertum, wenn dem Geist die Fähigkeit mangelt, wirklich große Zusammenhänge zu überschauen, so daß er das kleine Feld, das er bebaut, für das einzig vorhandene hält und seine enge Theorie zum Maß aller Dinge nimmt. Die schwache Gestaltungsgabe der Phantasie gebar die deutsche Mystik und Musik, verschuldete aber zugleich das Elend unserer Staatsverfassung, und sie zeigt sich nicht weniger verhängnisvoll auf anderen Gebieten unseres geistigen Lebens.

Die Unfähigkeit, frei zu erfinden, prägt unserer deutschen Literatur fast überall den Stempel auf. Lessing sprach sich selbst dichterische Begabung ab, weil er wußte, wie mühsam er gestaltete,

wie er sich zum Gestalten zwingen mußte, und wie er es nur fertig brachte durch das Gegenteil von schaffender Phantasie, nämlich durch Kritik. Goethe schuf aus seinem Leben heraus, nicht frei aus der Phantasie erfindend; er war lahmgelegt, wenn er dichterisch schildern sollte, was er nicht erlebt hatte. Ähnlich wie Lessing schuf Conrad Ferdinand Meyer, und was für diese Großen gilt, das gilt noch stärker für die Kleinen, für die Masse der Dichterzunft, deren Geistesflügel erlahmen, sobald sie in ihren Werken ihren eigenen Lebensinhalt erschöpft und sich — oft genug bereits mit ihrem Erstlingswerk — „ausgegeben" haben.

Dieser Mangel an Gestaltungsvermögen und das damit zusammenhängende Begnügen mit unvollkommener Gestaltung schädigt unsere Dichtung noch weiterhin. Conrad Ferdinand Meyer, dessen Erziehung fast ebensosehr unter romanischen als unter deutschen Einflüssen stand, fällte darüber ein beachtenswertes Urteil: „Was ich vom Romanischen bekommen habe, ist der Sinn für die Gebärde, Geste. Es ist mir ein nicht zu entbehrendes Bedürfnis geworden, alles nach außen hin schaubar, sichtbar zu gestalten, auch in der Sprache, den Akzenten. In der deutschen Literatur empfinde ich da einen Mangel. Das ist nicht scharf genug gesehen, nicht sinnlich herausgestellt; es ist unbildlich verschwimmend. Die Gleichnisse und Bilder im Deutschen sind schwach, sie erhellen und beleuchten nicht."

Welch einen Schaden es dem Deutschtum brachte, daß unsere Dichter nicht verstanden, die einheimischen Sagen und Überlieferungen zu gestalten, sondern sie liegen ließen als ein Trümmerfeld und Chaos, daß sie vielmehr fremde Gestaltungen aufnahmen und in diese festen, gegebenen Formen den reichen Inhalt ihres Geistes ergossen, — wer will das beurteilen und schätzen?

Wer mühsam gestaltet, der steht ehrfürchtig vor der Gestaltung, die einmal getätigt ist. Eine Theorie, eine Weltanschauung, die einmal ausgesprochen und anerkannt wurde, erscheint dann unerschütterlich; dieses ist die Wurzel des deutschen Doktrinarismus, der unbelehrbar durch neue Erfahrungen seinen Theorien anhängt, und sich dann verbindet mit dem Ernst, der zwischen Theorie und Wirklichkeit Übereinstimmung herstellen will. Gilt die Theorie für unerschütterlich, so muß die Forderung entstehen, daß die widersprechende Erfahrung, die ja trügen kann, also unser Urteil über

die Wirklichkeit und unser Handeln sich der Theorie füge um jeden Preis.

Karl der Große, der Förderer der ersten Renaissance, ließ in den Klöstern die Schriftwerke des Altertums sorgfältig sammeln und vervielfältigen. Er wollte die Mythen und Sagen der Deutschen vor dem Untergang retten, in Erkenntnis einer wissenschaftlichen Aufgabe, welcher die Gegenwart auf andern Gebieten ähnlich zu genügen sucht, wenn sie die Überlieferungen der jetzt verschwindenden Volkskulturen sammelt. Bereits sein Nachfolger, der bezeichnenderweise „Ludwig der Fromme" genannt wurde, ließ die angelegten Büchereien verkommen und die Niederschriften der Sagen verbrennen, denn sie waren Heidentum, mochten sie auch immer deutsch sein.

Die arge Kehrseite der deutschen Milde, die Mißachtung, die Preisgabe des eigenen Selbst, verband sich hier mit dem Doktrinarismus und der Ehrfurcht vor fremder Gestaltungskraft; vereint geleiten sie unsere Geschichte durch das ganze Mittelalter hindurch bis in die Gegenwart. Sie zeigen sich in den Kämpfen des Kaisertums und des Papsttums um den Vorrang des geistlichen oder des weltlichen Schwerts, wo das deutsche Volk fast stets auf seiten des Papstes, für die Theorie, gegen den Kaiser, gegen den Sieg des Deutschtums für angeblich allgemein-menschliche Ziele eintrat. Sie zeigen sich in der Gegenwart in der Gestalt eines Glaubens an den Sieg des Internationalismus, und auch in dem Glauben, daß deutsche Lebensnotwendigkeiten erst dann wirklich mit höchstem Nachdruck von uns vertreten werden dürften, wenn sie als allgemeinmenschliche Lebensnotwendigkeiten hingestellt werden können. Selbst Fichte bildet hier keine Ausnahme, denn er rief die Deutschen zum Widerstand auf, weil von ihrem Fortbestehen das Heil der gesamten menschlichen Kultur abhinge.

Gestalten, Abschließen und Beenden ist Werk eines Entschlusses, ist Willenssache. Selbstbehauptung ist Willenssache. Zeigt wahrlich das deutsche Wesen hier eine verhängnisvolle Neigung zur Schwäche des Wollens, ganz im Gegensatz zu der sonst so oft bemerkbaren Willenskraft? Oder führen die Eigenschaften der deutschen Geistesart zu ragenden Höhen, wo sie sich in einer Person vereinigt finden mit kräftigem Wollen? Dann stürzen sie eben den Willensschwachen in einen um so tieferen Abgrund; faustischer Erkenntnisdrang wird

dann zu verwirrtem, heillosen Grübeln, zu der Melancholie Dürers, der Verträumtheit, die Frenssen in seinem Jörn Uhl schilderte. Dann wird die Treue gegen die Einzelheit, das Streben nach Einklang zwischen Theorie und Wirklichkeit zu einem Hemmnis, das alle Kraft zur handelnden Tat erstickt unter endlosen Erwägungen; dann bricht in Augenblicken, wo höchste Not dringend entschlossenes Handeln fordert, wo alte Pläne und Vorstellungen jäh in Staub zerspringen und neue aus dem Boden gestampft werden müssen, ein haltloses, nur noch leidendes Verzagen aus wie eine mörderische Seuche im Geist.

Sei es damit wie es mag: den Willen zu kräftigen und ihn zu lehren, daß er die Notwendigkeit des Endigens und des Abschließens erkennt und beherzigt, das ist eine der wichtigsten Aufgaben bei der Erziehung des Deutschen, und sie ist lösbar, sobald nur erst die Notwendigkeit der Lösung erkannt und anerkannt worden ist, wie Lessing und viele andere unserer Besten beweisen.

So wie die Wissenschaft hinter den abstrakten Begriffen stets die Gegenstände selbst vor Augen haben muß, weil unserer Phantasie die Kraft fehlt, aus Gedanken Wirklichkeiten zu schaffen, so wird auch im Deutschen ein Ideal nur dann lebendig, ruft es nur dann zu höchster Kraftentfaltung auf, wenn es in einer Person greifbar dasteht. Aber die Kraftentfaltung dient dieser Person auch nur solange, als sie die Verkörperung dieser Idee ist. In diesen Zusammenhängen liegt der Schlüssel zum Verständnis der deutschen Mannestreue. Sie ist geschildert im Hagen des Nibelungenlieds, so daß diese Gestalt, die eigentlich als Mörder Siegfrieds, als Feind der rächenden Kriemhild hassenswert erscheinen sollte, schließlich dasteht in heroischer Größe von übermenschlicher Gewalt. Die deutsche Sage und Geschichte ist voller Beispiele deutscher Treue, aber ebenso zahlreicher und ebenso erschütternder Beispiele des Gegenteils, wo dann die Person, der Treue gewahrt werden sollte, aufgehört hatte, eine Idee zu verkörpern, oder wo diese Idee ihre einstige Macht verloren hatte. Auch wer die Umwandlung Deutschlands in eine Republik beklagt, wird nachdenklich einen Spruch Goethes lesen:

Warum denn wie mit einem Besen
Wird so ein König hinausgekehrt?
Wären's Könige gewesen
Sie stünden all' noch unversehrt.

Welche im Volk noch lebende Idee verkörperten denn die deutschen Fürsten? Hatten sie nicht vermocht, diese Idee lebendig zu erhalten, oder hatten sie überhaupt diese Quelle ihrer Macht verkannt?

Von einem Merkmal der deutschen Geistesart, das gerade in den letzten Jahren besonders laut gerühmt wurde, haben wir bisher noch nicht gesprochen, von der Gabe zur Organisation. Wenn sie uns wirklich zukommt, was ja mindestens ebenso oft behauptet als bestritten wurde, so scheint sie in unvereinbarem Widerspruch zu stehen mit dem Individualismus, dem Streben des Tüchtigen, sich abzusondern und selbstvertrauend eigene Wege zu gehen.

Organisation war es, welche im 15. und 16. Jahrhundert das Handwerk durch das Zunftwesen zu einer Macht in der deutschen Wirtschaft und durch den hanseatischen Handel zu einer Macht in der Weltwirtschaft werden ließ. Die Blüte der Hansa beruhte auf Organisation. Das gleiche gilt von der Organisation der heutigen chemischen Industrie in den Laboratorien der großen Fabriken und Hochschulen. Hier überall hat sie zu großen Erfolgen geführt; die Organisation unseres Wirtschaftslebens während des Krieges aber war — wie kein Unbeteiligter bestreitet — fast durchweg ein Mißerfolg.

Gegen das dem Deutschen angeborene Absonderungsstreben bildet sich, wenn eine Aufgabe dem Einzelnen unlösbar wird, wie ein Abwehrschutzstoff ein Bedürfnis nach geordneter Vereinigung der Kräfte heraus. Nach ursprünglicher Begabung und Geistesart ist er auf abgesonderte Selbständigkeit gerichtet; jetzt zwingt er sich bewußt und absichtlich aus Verstandesgründen seiner Veranlagung zuwider diesem Vereinzelungsstreben abzusagen, sein eigenes Wesen zu verneinen und das Gegenteil, ein Genossenschaftsmensch, nur als Glied einer Gesamtheit in Betracht kommend, zu werden. Jede Verneinung neigt zum Übermaß und so erliegt der Deutsche leicht einem Zuviel an Organisation. Der Romane ist ursprünglich und von Haus aus Genossenschaftsmensch; er strebt von selbst danach, zunächst Glied einer Gesellschaft zu sein und deshalb erscheint ihm Absonderung der Persönlichkeit als ein Abwehrschutzstoff gegen die Mißstände des Lebens. Aber da auch hier Verneinung Übertreibung gebiert, so droht ihm die Gefahr, nun grundsätzlich all und jede Verbindung und Gemeinschaft auflösen zu wollen. Es ist bekannt, daß unsere Sozialdemokratie, geleitet von verstandesmäßig und nachträglich auf-

genommenem Streben nach geordneter Sammlung, sich von jeher dem Anarchismus scharf entgegengestellt hat.

Organisation als Abwehrschutzstoff kann bei uns nur dann dauernd bestehen und fördernd wirken, wenn sie dem einzelnen, als einem selbständig arbeitenden Glied einer zusammenarbeitenden Gesamtheit einen lebensnotwendigen Rest von Persönlichkeit beläßt. Das geschah in den Zünften, der Hansa, der chemischen Industrie und — abgesehen von vielem andern — auch in unserm sozialpolitischen Versicherungswesen, einem Fall wo deutsches Denken und Handeln eine bis jetzt noch in keinem andern Lande durchgeführte Ordnung geschaffen hat und aller Kulturwelt voransteht.

Streben nach Persönlichkeit und nach Zusammenschluß zu verbinden, in Freiheit die Einzelkräfte einem Ganzen einzuordnen, so daß sie in eigener Sache und aus eigenem Trieb für sich selbst und für die Gesamtheit arbeiten: diese Verbindung war gelungen, wo die Deutschen zusammenwirkend Erfolge errangen. Wo aber der Einzelne dem Ganzen nicht eingeordnet, sondern untergeordnet wird, wo er nicht „arbeitet", sondern „Dienst tut" unter Verantwortung anderer, in einer Stellung, die das Streben als Persönlichkeit lähmt, und die auf Zwang beruht, da ist Mißerfolg schließlich immer unvermeidlich, und dieser Art war die Ausgestaltung unseres Wirtschaftslebens während des Krieges.

Wie verträgt sich aber diese Behauptung mit der so oft bewährten Vorzüglichkeit unseres Beamtentums, dessen gesamte Organisation doch auf Unterordnung beruht? Die Dinge des wirklichen Lebens lassen sich nicht reinlich zergliedern wie Begriffe. Begriffe sind notwendig immer einseitig und heben bestimmte Merkmale des Wirklichen abgesondert heraus. In der Welt der Tatsachen aber bestehen Mischungen, Übergänge und Zwischenformen, die je nach Umständen sich verschiedenen Begriffen einreihen lassen. Das deutsche, besonders das preußische Beamtentum ist das Werk einer von Friedrich Wilhelm I. begonnenen, von seinen Nachfolgern in gleichem Sinne fortgesetzten Auswahl und Erziehung, einer besonderen Ausgestaltung der alten deutschen Lehens- und Mannestreue. Die alleinige Erfüllung des königlichen Willens, die völlige Hingabe an den königlichen Willen unter Befreiung von der Last der persönlichen Verantwortung war unverbrüchliches Gebot, war Pflicht geworden. Nichts verhindert nun, daß der Einzelne die von außen auferlegte Pflicht zu einer Sache seiner eigenen Person macht

und sie erfüllt unter Bewahrung seiner Selbstverantwortung, um seiner Selbstverantwortung willen. Niemand wird jedoch bezweifeln können, daß solches Bewahren des eigenen Verantwortlichkeitsgefühls nicht eine allgemeine Eigenschaft des Beamtentums sei, sondern daß die Möglichkeit, sich durch Unterordnung von der eigenen Verantwortung zu entlasten, von sehr vielen, wenn nicht von der Mehrzahl, freudig aufgenommen wird, mit dem Ergebnis, daß alle Leistung dann auf ein philiströses Diensttun, alles Verdienst auf ein Nicht-Auffallen hinauskommt.

In äußerster Entartung zeigt sich die deutsche Treue verquickt mit Verzicht auf Selbstverantwortung und mit völliger Selbstpreisgabe, in der Servilität, der Lakaienhaftigkeit, die so oft als ein kennzeichnendes Merkmal des Deutschtums ausgegeben wurde, eine verächtliche Gesinnung, die nicht nur im Beamtentum, sondern überall aufzutreten neigt, sobald die Erziehung zu Unterordnung und zur Erfüllung äußerer Pflicht auf ein schwach entwickeltes Gefühl für Selbstverantwortung einwirkte.

Reine Größe wächst nur dort heran, wo neben Kraft auch eine Harmonie der Gaben besteht. Nur selten ist solche Harmonie vollständig und allseitig. Fast immer ist vielmehr die Harmonie der Gaben nur scheinbar vorhanden, da eine Gabe einseitig vorwaltet, so daß vorhandene Disharmonien nicht zur Geltung gelangen. Die Regel aber ist, daß alle Gaben in einem um das Mittelmaß schwankenden Grade vorhanden sind. Die Aufgabe der Erziehung besteht dann darin, durch Fördern und Hemmen nachträglich eine Gleichmäßigkeit herzustellen, vor allem aber darin, ein Streben nach Selbsterziehung zu wecken, das seiner Kräfte und seiner Schwächen bewußt, auf Grund der Verstandeseinsicht das beste aus sich zu machen sucht.

Wissenschaftliche Arbeit ist zum größten und wichtigsten Teil Selbsterziehung; Hochschulunterricht hat weit weniger die Mitteilung von fertigen Kenntnissen bestimmten Inhalts zum Ziel, als vielmehr die Gewöhnung an eine strenge Selbstverantwortlichkeit beim Forschen und Denken, beim Finden und Anwenden. Wir haben hier nun nicht die Aufgabe, uns mit inneren Angelegenheiten der Wissenschaft zu befassen, sondern wir betrachten die Wissenschaft nur insoweit, als sie ein Teil der gesamten Volkstätigkeit ist, fragen also nur nach den Zielen, die ihr in diesem Dienste gesteckt sind. Wir hatten gesehen, daß die Wissenschaft das einzige Gebiet ist, auf

dem fortan das Deutschtum sich für internationale Geltung und Gleichberechtigung seiner Sprache und Art sich einsetzen könne, aber dieses auch nur dann, wenn sie etwas eigenes bietet, etwas, das andern Völkern und Geistesarten unerreichbar und doch unentbehrlich ist. Wie unsere letzten Betrachtungen zeigten, braucht sie, um diese Forderung zu erfüllen, nur eine deutsche Wissenschaft zu sein und unbeirrt dem deutschen Wesen zum Ausdruck zu verhelfen. Bietet sie besondere, nur ihr eigene, aber allgemein förderliche Auffassungen, so hat sie damit im Bereich der internationalen Forschung Vollberechtigung gewonnen. Sie muß also danach streben, Theorie und Beobachtung, Erfahrung und geistige Verarbeitung im Gleichgewicht zu halten und zwischen dem Wirklichen und dem Gedachten völlige Deckung herzustellen. Sie muß kämpfen gegen die Gefahren, die aus dem schwachen Gestaltungsvermögen hervorgehen, muß sich also zwingen, klar und scharf umrissene Ergebnisse auszusprechen. Durch Wollen und Kritik, auf dem Wege, auf dem Lessing ein Führer der Deutschen und der Weltliteratur ward, läßt sich diese Schwäche überwinden. Was dem Romanen zufliegt, muß sich der Deutsche erarbeiten; das Gestalten, das die romanische Phantasie von selbst vollbringt, muß der Deutsche vollbringen durch Verstand und bewußte Absicht. Er muß lernen, die Scheu vor dem Abschließen und Endigen zu besiegen, und seine Geisteskraft, die ins Unbegrenzte und Weite hinauszueilen drängt, zusammenfassen auf ein scharf umgrenztes, der individuellen Kraft erreichbares Ziel. Solches kann man lernen, und viele haben es gelernt durch Erziehung, hauptsächlich durch Selbsterziehung. Fast die einzige Schwierigkeit, die sich dem Erlernen entgegenstellt, besteht darin, daß der Einzelne schwer erkennt, wo er solche Lehren anzuwenden hat, und wo die Mahnung zur Selbsterziehung am ehesten beherzigt werden muß.

Aber die deutsche Wissenschaft hat die ihr obliegende Aufgabe noch keineswegs genügend gelöst, wenn sie nur als Wissenschaft und in den Kreisen der internationalen Wissenschaft fachmäßig eigenartig und unentbehrlich ist. Sie ist Vorkämpferin des gesamten deutschen Volksgeists und muß deshalb die Unentbehrlichkeit und die Eigenart dieses Volksgeists auch außerhalb der eigentlich forschenden Kreise vor der weitesten Öffentlichkeit verkünden. Sie muß sich als nötig erweisen zur Lösung von Aufgaben, an denen die gesamte denkende Menschheit beteiligt ist.

Denken und Forschen ist aber keine Lebensnotwendigkeit, weder für uns noch für irgendein anderes Volk, sondern die einzig dringende Lebensnotwendigkeit, die es gibt, ist Handeln. Der Mensch, auch auf der niedersten Kulturstufe, macht sich Vorstellungen über das Wesen des Geschehens, um sein Handeln danach einzurichten. Wir wollen wissen, unter welchen Bedingungen wir leben, wir erforschen mit Hilfe der Wissenschaften diese Bedingungen; aus diesem Keim sind die Wissenschaften sogar erst entstanden, und aus ihm ziehen sie ihre Nahrung. Es gibt kein Forschungsgebiet, sei es auch noch so entfernt vom Leben des Alltags, das nicht in irgendeiner Weise Beziehungen zum Leben und zur Auffassung des Lebens hätte, und es gibt keine Forschung, die nicht unter Umständen zum Verständnis unserer Lebensbedingungen nötig sein könnte.

Diese Beziehungen zum tätigen Leben muß die deutsche Forschung verfestigen und verengern, auf eine ihr eigentümliche, keinem andern Volk in solcher Art zugänglichen Weise; dann wird sie allgemein als nötig und unentbehrlich anerkannt werden. Damit ist nicht gesagt, daß nun alle Forschung zu Technik werden sollte, oder daß nur noch technische Forschung getrieben werden sollte. Die Technik, die Anwendung der Wissenschaft auf den Gewerbebetrieb, hat von selbst engste Beziehungen zum tätigen Leben; es braucht von ihr hier überhaupt nicht die Rede zu sein. Sie dient der Steigerung der Zivilisation, des Erwerbs und der Erweiterung der Herrschaft über die Naturkräfte zu Zwecken des äußeren, materiellen Lebens. Der Zivilisation gegenüber steht die Kultur, der Erwerb und die Erweiterung der Herrschaft über das innere geistige Besitztum des Menschen. Die zu technischer Anwendung ungeeigneten Wissenschaften sind nötig, wenn und soweit sie dem menschlichen Streben nach Kultur dienen.

Es ist in den letzten Jahrzehnten so oft von Kultur geredet worden, daß man dieses abgegriffene, vielfach entwertete Wort am liebsten vermiede, wenn es nur ein anderes zum Ersatz gäbe. Wie immer, so hat man auch hier von dem am lautesten geredet, was man als Tat beiseite liegen ließ. Die Zivilisation der Goetheschen Zeit liegt weit hinter der unseren zurück; die Kultur aber hat seitdem stillgestanden, denn die ungeheure Bereicherung des Wissens auf allen Gebieten, die für die Kultur in Betracht kommen, ist noch fast unausgenutzt geblieben und nicht weit genug über den Bereich

der Wissenschaft hinaus in die Menschheit vorgedrungen, also nicht wirklich lebendig und tätig geworden. Fast gleichzeitig mit dem Tode Goethes begann in der deutschen Wissenschaft das Beobachten den Vorrang vor dem geistigen Verarbeiten zu gewinnen. Sie hörte auf, das zu bieten und anzustreben, was das Kulturbedürfnis von der Wissenschaft verlangt, nämlich geistige Verarbeitung des Neuerfahrenen. Anhäufung von „Tatsachen", d. h. von bloß nebeneinander gepflanzten Beobachtungen fördert nicht die Kultur. Dabei war während des ganzen Jahrhunderts, besonders aber in den letzten Jahrzehnten in den breitesten Kreisen der Wunsch rege, von den Neuerfahrungen Kenntnis zu nehmen; der beste Beweis dafür sind die zahlreichen gemeinverständlichen Darstellungen aller möglichen Fachgebiete, von denen unser Büchermarkt überschwemmt war. Aber so wie sie waren, brachten sie sehr selten etwas der Kultur nötiges und dienliches; bei den hierhergehörigen Schriften über Naturwissenschaft und besonders Biologie glaubten offenbar die Verfasser selbst nicht, daß sie etwas sachlich Nötiges brächten, denn sie suchten immer die Kost schmackhafter zu machen durch Beigabe einer Überzahl von Bildern, oder sie gossen eine Brühe von Schöngeisterei darüber her. Sie fühlten, daß die Kultur etwas von ihnen verlange, wußten aber nicht, was. Sie gaben das, was den Inhalt ihres Forschens ausmachte; eine unendliche Fülle von Einzelheiten; sie fühlten, daß dieses nicht das richtige war, und meinten deshalb, so etwas wie Unterhaltung höheren Stils mit einer nicht vorschmeckenden Dosis von Belehrung geben zu müssen, als ob die Allgemeinheit es nicht vertrüge, die reine Wissenschaft wie Danaë den wirklichen Zeus oder wie Klärchen den spanisch kommenden Egmont unverhüllt zu sehen. — Die Allgemeinheit verträgt den Anblick der Wissenschaft recht gut; nur will sie nicht belastet sein mit einer Sturzlawine von Einzelheiten, sondern sie will Gedanken und nur Gedanken, um das Reich des Geistes sicherer aufzubauen und ihr Gebäude tiefer und breiter begründen zu können. Wird ihr das Verlangte nicht geboten, so hört sie auf teilzunehmen und läßt die Wissenschaft abseits vom Leben als ein Spielzeug für Sonderlinge die eigenen Wege gehen.

Die deutsche Forschung folgte dem Vorbild der englischen, als sie das Beobachten so einseitig bevorzugte. Nur die deutsche und die französische Wissenschaft sind ihrem Wesen nach geeignet, Kulturzwecken zu dienen. So blieb die französische Wissenschaft allein dieses Werks noch beflissen, und Frankreich erschien als das nach wie vor zur Führerin der Kultur berufene Land. Jetzt endlich, da die günstige Zeit vorüber, muß die deutsche Wissenschaft sich wieder ihrer Eigenart erinnern, sich der Menschheit als nötig und als eigenartig erweisen dadurch, daß auch sie Gedanken gestaltet, andere Gedanken, in anderer Weise gestaltet, und ohne auf Treue gegen die Einzelheit und auf das Bestreben zu verzichten, nur der wirklichen Beschaffenheit der Dinge Rechnung zu tragen. Aber wir haben zu diesem Zweck eigene Wege zu suchen; von den Franzosen können und müssen wir nur lernen, was Gestaltung ist, aber nicht, wie sie geschehen muß; oder wir schaffen abermals, wie vor hundert Jahren, nur eine lebensunfähige Mißgestalt.

Früher ist die deutsche Wissenschaft widerstandslos der Verfremdung erlegen; sie folgte im 18. Jahrhundert französischen, im 19. Jahrhundert englischen Spuren. Niemand zog damals als Forscher in Rechnung, daß die Lehren der Wissenschaft nicht nur durch die Beschaffenheit der erforschten Dinge, sondern mindestens ebensosehr durch die Beschaffenheit des erforschenden Geists gestaltet werden. Wir aber haben fortan auch die psychologische Seite des Forschens zu beachten; wir müssen sorgen, daß alles, was wir in den Gedankenbau aufnehmen, durchaus und allein den deutschen Geistesstempel trägt: Alles muß von uns neu erworben werden, damit wir es wahrhaft besitzen.

Als im 18. Jahrhundert die Hoffnungen, die das Auftreten des Kaisers Joseph II. erweckte, den deutschen Patriotismus hell aufflammen ließen, da rief der greise Klopstock in seiner „deutschen Gelehrten-Republik" den deutschen Forschern zu, nicht mehr ihre ersten, oft tiefen und weitsehenden Gedanken entweder nackt hinzuwerfen oder sie durch weitläufigen Vortrag, wie in einer Vermummung zu ersticken. Er forderte klare Gedankengestaltung. Er rief sie auf, bei ihren Entdeckungsfahrten durch die Welt des Erforschlichen die Stellen zu bezeichnen, auf denen deutsche Forscher zuerst den Fuß auf bisher unbetretenes Land gesetzt hätten, dann aber auch diese Orte allsogleich durch nachwandernde Anbauer zu besiedeln, so daß die Ausländer von der Entdeckung und von der blühenden Einrichtung zugleich Nachricht bekämen. Er forderte Organisation. Und er schloß: „Wenn wir auf diese Weise ein halbes

Jahrhundert das werden vereinigt getan haben, was vor uns einzelne kühne Männer taten, dann werden wir rings um uns her vernehmen, daß man uns für Eroberer hält, deren weitaussehenden Absichten man sich widersetzen müsse. Glücklicher Zeitpunkt! — Ist dieser Entschluß zur Vereinigung gefaßt, so macht uns nichts mehr Unruhe. Denn ihr wißt, daß der Deutsche gewiß ausführt, wenn er einmal beschlossen hat, auszuführen." —

So zeichnete Klopstock, der in seiner Jugend durch seinen Messias den Keim legte zu der deutschen Dichtung unserer klassischen Zeit, als Greis und als Seher vorahnend den Weg, den die deutsche Wissenschaft, jetzt der beste und zuverlässigste Hort des Deutschtums, zu beschreiten hätte um zu siegen. Was wir dazu bedürfen, das ist nur der Wille, die Schwächen des deutschen Wesens zu bekämpfen, die Gestaltslosigkeit, das Übermaß des Strebens nach Vereinzelung und Selbständigkeit; der Wille, sich einzuordnen und die Kargheit der äußeren Bedingungen wettzumachen durch freien Zusammenschluß; der Wille, nicht Wissenschaft schlechtweg, sondern deutsche Wissenschaft zu treiben.

Wir bedürfen einer Forschung, die nicht mehr achtlos dahinschreitet, wie die Gegenstände sie locken, hierhin und dorthin, so oder so, sondern einer Forschung, die sich der Verantwortung bewußt ist, die sie vor dem Volksganzen trägt, die bewußt danach strebt, die denkbar vervollkommnete Äußerung der deutschen Geistesart zu sein; einer Forschung, die wenigstens auf dem einen Gebiete des internationalen Geisteslebens das Deutschtum und die deutsche Sprache in dauernden Ehren hält, so daß eine Bahn erhalten bleibt für späteren Aufstieg zu allgemeinerer Geltung; eine solche Forschung und solche Forschungsziele fordert jetzt das deutsche Volk von seinen Forschern. Erziehung und Selbsterziehung müssen die Erfüllung bringen; auf welchen Wegen im einzelnen das geschehen kann und muß, das ist hier nicht gefragt. Die bisherigen Mißstände in der deutschen Wissenschaft zu beheben, obliegt den Forschern selbst, und sie müssen unter sich die Aufgabe zu lösen suchen, vielleicht ein jeder für sich allein. Wir aber wenden uns nunmehr der Frage zu, wie die Mißstände behoben werden können, durch welche unser allgemeines Volksleben entstellt wird, und welche Aufgaben dort im Bereiche der Ethik der Erziehung und der Selbsterziehung gestellt sind.

IX.

Was habe ich mit Widerlegungen zu schaffen.
(Nietzsche.)

Ein stolzes, ja anmaßend klingendes Wort war es, das Nietzsche im Vorwort seiner Streitschrift „Genealogie der Moral" aussprach. Wir haben es jetzt, da über die sittlichen Ziele des künftigen Deutschtums zu handeln ist, an die Spitze auch unserer Betrachtungen zu stellen. Es entstammt dem gleichen Gedankengang, den wir hier zurückzulegen haben, denn „Genealogie der Moral" treibt man, um sich der Ziele der Sitte zu vergewissern.

Die Anschauungen über Grundlagen und Zielpunkte der Sittlichkeit, die ich vortragen werde, sind nicht diejenigen, die sonst verkündet werden. Sie werden in vielem streiten gegen die Anschauungen, die den meisten unseres Volks lieb und ein Teil ihres Lebensinhalts geworden sind. Ich werde für sie streiten, aber nicht in der Form, daß ich andere, entgegenstehende zu widerlegen suche, sondern in der Form, daß ich die meinen aufbaue und begründe. Auf Auseinandersetzungen mit anderen Anschauungen werde ich nur dann eingehen, wenn die Meinung dessen, was ich vortrage und was ich für richtig halte, durch solchen Gegensatz besser ins klare gestellt wird.

Zuvor aber sei noch erinnert an eine der Voraussetzungen, welche diesen Vorträgen überhaupt zugrunde liegen. Wir wollen uns auf den Standpunkt des Staatsleitenden stellen, der nicht seine persönlichen Ansichten zum Maßstab seiner Anforderungen an den Staat nimmt, sondern der sich in dem, was er persönlich erstrebt und plant, nach den Notwendigkeiten der — einer Leitung bedürftigen — Volksgesamtheit richtet. Dann kommt es durchaus nicht darauf an, zu entscheiden, wie wir für uns persönlich und aus unsern eigenen Erfahrungen heraus die Autorität der Sitte begründen würden, und was für Ziele wir dem sittlichen Handeln der Gesamtheit auf Grund unserer eigenen Ziele stecken möchten.

Sondern zur Entscheidung steht die Frage: Wie kann und muß die Autorität der Sitte begründet, wie können und müssen die Ziele des sittlichen Handelns beschrieben werden derart, daß die Volksgesamtheit bei ihrem geistigen Zustand veranlaßt werden kann, dieser Begründung und Beschreibung zuzustimmen und ihr treu zu bleiben?

Wir treiben praktische Moralphilosophie, nicht aber theoretische. Ich verhehle nicht, daß für meine Person dieser Unterschied bedeutungslos ist: ich bekenne mich selbst zu der Sittlichkeitslehre, die hier als die zu praktischer Wirksamkeit geeignetste ausgesprochen wird. Andere denken anders; sie werden eine gewisse Objektivität zu erringen suchen und sich bemühen müssen, ihre Persönlichkeit möglichst außer Spiel zu halten. Am ehesten gelingt dieses schwierige Vorhaben, wenn man sich gewöhnt, die Gegenwartsdinge als Teile eines längeren, aus der Vergangenheit in die Zukunft hinüberreichenden Vorgangs zu betrachten. Dann aber wird noch ein zweites erreicht, was für die bevorstehenden Untersuchungen unerläßlich notwendig ist: Wir müssen uns ohnehin über die Gegenwart erheben und dürfen das, was sich um uns her ereignet, nicht überschätzen. Steht man im Tal, so erscheint jede Klippe schier unersteiglich, jede Lache und jeder Tümpel ein für die Landesbeschaffenheit wichtiger Gegenstand. Blickt man von einer Höhe herab, sieht man also die Gegenwart nur als einen Teil einer weitgespannten Entwicklung an, so gewinnt man eher einen richtigen Maßstab und erkennt, daß das gegenwärtig bestehende nicht eine dauernd drohende Tatsache, sondern nur eine vorübergehende Durchgangsbeschaffenheit ist.

Bei dem Überblick über die gegenwärtigen Zustände Deutschlands waren wir darauf aufmerksam geworden, daß unsere äußere Not zu einem beträchtlichen Teil Wirkung einer inneren, sittlichen Not ist, daß also unser Streben nach Wiederaufbau zu allererst diese Grundlagen aller Staatsexistenz und alles Gedeihens wiederherstellen, und sie dann fester als bisher im Bewußtsein des gegenwärtigen, besonders aber des heranwachsenden Geschlechts verankern muß.

Diese sittliche Not besteht zunächst darin, daß die Autorität der Sittengesetze und das Verständnis für sie in den weitesten Kreisen unseres Volks auf ein Mindestmaß gesunken ist; in allen Ständen, und keineswegs nur in den niederen, auf die man gewöhnlich den

Ausdruck „weiteste Kreise" beschränkt. Der wirtschaftlichen Selbstsucht wurden so gut wie gar keine sittlichen Schranken mehr auferlegt, und was es etwa noch an Schranken gab, das erwies sich eines kräftigeren Widerstands durchweg unfähig.

Fassen wir das Wort „Sitte" in weiterem Sinne, und verstehen wir darunter die Gesamtheit aller geistigen Einflüsse, die das menschliche Handeln bestimmen, so begreifen wir darunter auch die Leitgedanken, nach welchen der einzelne Volksangehörige seine Stellung zum Volksganzen einnimmt. Wir hatten gesehen, daß uns gegenwärtig ein sittlicher Kernpunkt zu völkischer Einigung fehlt, daß also diese erste Voraussetzung alles völkischen Zusammenschlusses, die man als nationales Empfinden oder als Patriotismus bezeichnet, wurzellos ist und ganz verdorren muß, wenn der Not nicht baldigst abgeholfen wird. Rücksichten auf wirtschaftliches Gedeihen können einen ideellen Patriotismus nicht ersetzen, oder können doch nur für eine Zeitlang ein scheinbar taugliches Surrogat schaffen, denn Patriotismus verlangt und erhält vom einzelnen Opfer materieller Art, also einen — wenigstens vorübergehenden, immer aber der materiellen Lebensauffassung unerträglichen — Verzicht auf wirtschaftliches Gedeihen zwecks Gedeihen des Ganzen.

Daß die Alleinherrschaft der materiellen Lebensauffassung gebrochen werden muß, wenn überhaupt je von einem Wiederaufstieg Deutschlands die Rede sein soll, das ist selbstverständlich. Die Frage ist nur, wie es geschehen solle. Die Aufgabe ist um ein ungeheures gegen früher erschwert, denn früher waren nur Einzelne im Staatsleben tätig, und es ist immer leichter einen einzelnen, hervorragenden Menschen zu sittlichen Idealen zu erwecken als ganze Volksmassen, die ja jetzt die Entscheidung ihrer Angelegenheiten selbst in die Hand genommen haben. Diese setzen notwendig einem Aufruf zum Idealismus eine ungleich stärkere Beharrungswucht entgegen; die Mehrzahl der Menschen ist lau, ist beeinflußbar in ihrem Denken und Handeln, ohne starke innere Eigentriebe, und es ist leider wahr, daß zu allen Zeiten bei diesen Massen — ich wiederhole: nicht nur bei Ungebildeten und Angehörigen niedriger Steuerstufen, sondern bei allen, deren Gesichtskreis auf das Alltägliche und Nahe beschränkt ist —; daß also immer bei den Massen der zu fernen Idealen rufende schwieriger ein Echo findet als der, welcher nahe greifbare Vorteile verheißt.

Der Kampf gegen die rein materielle Lebensauffassung, der Kampf für Autorität sittlicher Ideale ist zu führen auf dem Boden der Erziehung, zunächst vornehmlich der Selbsterziehung. Er wird nicht ausgefochten werden im Lauf weniger Jahre, auch nicht im Verlauf eines einzigen Menschenalters. Die Wirkungen, die wir beklagen, sind entstanden aus einer mehrere Menschenalter lang währenden Hintansetzung alles ideellen und idealen Lebensinhalts. Der Kampf gegen diese Wirkungen wird gleichfalls langatmig sein müssen, genau so, wie es mehrerer Geschlechtsfolgen bedurfte, um die — in vieler Beziehung geringeren — sittlichen Schädigungen nach dem Dreißigjährigen Krieg wieder auszuheilen.

Um unangefochten und geachtet dazustehen, bedürfen die sittlichen Grundsätze und Ideale einer Autorität, und diese muß überpersönlich sein; der einzelne muß sich als Glied einer Gesamtheit fühlen, muß in der Tiefe seines Wesens und in allen Fasern seines Wesens überzeugt sein, daß er ein Glied dieser Gesamtheit ist, einer Gesamtheit, deren Wesen eben in der Anerkennung und Betätigung dieser Grundsätze und Ideale besteht. Als solche Gesamtheit galt bis tief in die Mitte des 19. Jahrhunderts die Religionsgemeinschaft. Wir müssen jetzt, wenn anders wir nicht irreführenden Träumen nachhängen wollen, diese Gesamtheit anders fassen, in einer solchen Weise, daß die Abwendung von den Dogmen der Religion gleichgültig ist für die Stellung, die der einzelne zur Sittlichkeit einnimmt.

Wir fragen nun rein als Wissenschaftler, also fußend bloß auf dem menschlichen Erkenntnisvermögen: worauf soll denn die Autorität der Sitte gestützt werden, sobald wir sie nicht auf religiöse Offenbarung stützen wollen? Ist es denn denkbar, daß der Mensch von sich aus dazu gelangt, sein Handeln unter sittliche Gebote zu beugen? Es ist das eine Frage, welche die Philosophie sich seit langem vorgelegt hat, seit dem Zeitpunkt, an dem ihr, lange ehe die Menschheit im allgemeinen den religiösen Dogmen absagte, die rein religiöse Autorität der Sittlichkeit nicht mehr genügte. Zahllos sind die Antworten, die darauf gegeben wurden, wenn sie sich auch unter eine ziemlich geringe Anzahl von typischen Gedanken und Auffassungen eingliedern lassen. So ist weitverbreitet die Auffassung, Sittengebote seien Erfahrungssätze; sie sollten erfahrungsgemäß sich als geeignet erwiesen haben, einer möglichst großen

Anzahl von Menschen eine möglichst große Menge von Glück zu erwerben und die Zahl der Unglücklichen und Leidenden auf ein möglichst geringes Maß herabzudrücken. Wie verhält es sich dann aber mit den Märtyrern, die ihren sittlichen Idealen zuliebe eine möglichst große Menge dessen, was man Trauer, Leid und Not in ihrer schärfsten Form nennt, auf sich nahmen? Gerade diejenigen, in welchen sittliche Ideale am lebendigsten sind, gerade diese streben nicht nach Glück, sondern sie opfern ihr Glück, sie wählen das Gegenteil von Glück, sie können gar nicht anders, als dieses Gegenteil wählen. Bei religiösen Märtyrern kann man freilich sagen, daß sie für das zeitliche Leid eine unvergängliche Seligkeit einzutauschen hofften. Aber es gibt doch andere Märtyrer, die Leid und Not im Kampf für ihre Überzeugungen auf sich nahmen, ihr Glück dem opferten, was sie für Wahrheit hielten, ohne die Hoffnung durch ihr Märtyrertum Seligkeit zu erwerben und allein aus sittlichem Trieb, aus einer vom Idealismus auferlegten Opferbereitschaft. Die religiösen Märtyrer, ein Savonarola, ein Hus und die vielen namenlosen und berühmten Opfer, die seit Beginn der Religionsverfolgungen unter Qualen ihr Leben preisgaben, waren zuerst immer Zeugen für die Wahrheit ihres Glaubens. Ihre sittlichen Überzeugungen konnten sie nicht lassen und nicht verleugnen, und niemals würden sie zu diesem geistigen Heldentum die Kraft gehabt haben, wenn die Autorität dieser Überzeugungen in einem Rechenexempel über die höchst erreichbare Glückseligkeitssumme gelegen hätte. Wir lassen diese banale, flache Auffassung beiseite; sie wird zwar dem durchschnittlichen Verhalten der Menschheit scheinbar gerecht, aber sie versagt gerade dann, wenn die Taten des sittlichen Heldentums erklärt und die tiefste Lebensquelle der Sitte aufgedeckt werden soll, also verfehlt diese ganze, der englischen Moralphilosophie entstammende Lehre überhaupt den wirklichen Kern der Sache.

Man hat ferner gesagt, Sittengesetze seien, wie die Religion lehre, etwas Übermenschliches, nur nicht Gebote eines über der Natur, außerhalb der Natur stehenden Gottes, sondern Gebote der Natur selbst, eine besondere Art von Naturgesetzen, die der Mensch im Fortschreiten seiner Menschwerdung immer tiefer und eingehender kennen lerne, und deren Befolgung er im Lauf der Geschlechterfolgen immer besser zu erlernen habe. Sehen wir jedoch hinaus

in die Natur, wo bleibt dann die Möglichkeit, diese natürlichen Sittengesetze einzuschalten und mit dem übrigen Geschehen zu verknüpfen? Unendlich und ewig ist die Natur; wir haben uns gewöhnt an diese Worte, aber nur selten sind wir uns ihres Sinnes so bewußt, daß wir fühlen, was Menschlichkeiten vor dem unendlichen und ewigen Naturgeschehen bedeuten.

Ein Weltall, dessen Ausmaß wir überhaupt nicht erfassen können! Vom nächsten Fixstern bis zur Erde braucht das Licht vier Jahre, das von der Sonne zur Erde in wenigen Minuten herübergelangt. Die meisten Fixsterne sind soweit von uns entfernt, daß wir ihre Entfernungen überhaupt nicht messen noch schätzen können; manche soweit entfernt, daß nur die photographische Platte, aber nicht mehr unser Auge imstande ist, das von ihnen kommende Licht erkennbar zu machen. Das Licht ertrinkt im Weltenraum, so wie der Schall in der Atmosphäre ertrinkt, und jede Verbesserung der photographischen Platten lehrt uns neue Sterne kennen, hinter denen wir dann wieder andere vermuten müssen, deren schwache Leuchtkraft selbst die empfindlichsten photographischen Platten nicht beeinflußt. Wäre die Sonne so groß wie eine Erbse, so würde sie von der Erde, einem Stäubchen von 0,05 mm Durchmesser in 57 cm Entfernung, vom äußersten Planeten, einem Kügelchen von 0,2 mm Durchmesser in 16 m Entfernung umkreist. Der nächste Fixstern aber wäre mehr als 140 km, der Sirius um etwa das Doppelte entfernt. Der Raum des Weltalls, der Ort des ganzen großen Heeres der Fixsterne spottet aller Versuche des Vergleichens und Veranschaulichens.

Schon für den nächsten Fixstern änderte sich nichts, wenn es unter den Planeten der Sonne keine Erde gäbe; selbst im Sonnensystem wäre dann außerdem kaum irgend etwas anders gestaltet. Man kann sich einfach ganz und gar nichts vorstellen unter dem Gedanken, daß die Gesetze des menschlichen Handelns etwas den Naturgesetzen vergleichbares sein sollten. Das gleiche ergibt sich, wenn wir genauer zu erfassen suchen, was Ewigkeit bedeutet. Seit dem Zeitalter der Erdgeschichte, aus dem wir die ältesten Reste von Lebewesen kennen, bis zur Gegenwart mögen 500 Millionen Jahre verflossen sein; die menschliche Geschichte gibt Rechenschaft von höchstens 6000 Jahren. 6000 Jahre verhalten sich zu 500 Millionen Jahren wie ein halber Kilometer Wegs zum Äquatorumfang

der Erde. Und in diesen 500 Millionen Jahren hat die Leuchtkraft der Sonne und ihre Wärmestrahlung sich nicht wesentlich verändert; für die Lebensdauer der Sonne bedeutet dieser Zeitraum so gut wie nichts. Wir schließen aber aus anderen Zusammenhängen, daß die Sonne sich gebildet hat aus Ansammlungen kosmischen Staubes, feinst zerstäubter Materie, die sich zusammenzog, dabei erwärmte und zur Weißglut gedieh, dann wieder abkühlte und einmal erstarren wird zu einer kalten, toten Masse, wie jetzt unser Mond sie uns zeigt. Wir müssen schließen, daß sich diese erstarrten Himmelskörper dann wieder auflösen in einen Staub feinster Materie, eine Auflösung, die wir zwar bislang nur bei wenigen Substanzen beobachtet haben, die aber als aller Substanz zukommend angenommen werden muß und dann in der Lebensdauer eines Sterns zweifellos längere Dauer beansprucht als die Zeit des Glühens und Leuchtens. In dieser Lebensdauer bedeuten 500 Millionen Jahre so gut wie nichts, und so gelangen wir zu einer Ahnung, mit welchen Zeitlängen das Weltgeschehen mißt. Wie sollten die Leitsätze des menschlichen Handelns Geltung gewinnen können dadurch, daß man sie an dieses, all unsere Verstehenskraft übersteigende Geschehen anknüpft? Muß man nicht vielmehr daraus den Schluß ziehen, daß es für den Naturverlauf völlig gleichgültig ist, wie Menschen handeln, was sie planen und was sie sinnen?

Wir könnten ja sagen, und mancher hat sich an diesem Gedanken aufgerichtet, daß das menschliche Geschlecht trotzdem ein bevorzugter Teil des Weltgeschehens und vor allem andern groß sei, weil es die Geisteskraft besäße, den ungeheuren Kreislauf des Weltgeschehens wenigstens ahnungsweise aufzufassen. Sind wir denn wahrlich imstande, das Weltall geistig so zu erfassen, wie es wirklich ist? Auch das Kind glaubt, daß seine Auffassung des Geschehens die richtige sei, und doch genügt ein geistiges Wachstum weniger Jahre, um ihm die Unzulänglichkeit früherer Auffassungen aufzudecken. Wir sehen das Weltall so wie wir es begreifen; aber geht daraus hervor, daß wir es begreifen, wie es wirklich ist? Haben wir irgendwelchen Grund zum Vertrauen, daß ein Geist, der das wirkliche Weltall begriffe, uns nicht entgegentreten würde, wie der Erdgeist dem Faust?

Du gleichst dem Geist, den du begreifst,
Nicht mir!

Das Menschliche können wir menschlich erfassen, nicht mehr. In Lessings Werken finden wir eine Schrift „Über die Erziehung des Menschengeschlechts"; der leitende Gedanke ist dort, daß die Menschheit durch ihre Geschichte erzogen würde zu einer immer höher steigenden Sittlichkeit. Aber wir können diesem Vorgänger nicht mehr folgen; wir müssen ihm absagen, da wir um die Geschichte wissen, welche die 500 Millionen Jahre der Erdgeschichte erfüllt. Was wollen die 100 000 Jahre, in denen es auf Erden Menschen und Menschwerdung gegeben haben mag, besagen gegenüber den unmeßbaren Äonen, in denen nichts menschenähnliches bestand? Was will die eine Lebensform, der Mensch besagen gegenüber den Millionen anderen, die anderen Zweigen des Lebensbaumes angehören und der Natur so lieb und so wertvoll waren wie der Mensch, so lieb, wie die Blasen, die in einem sprudelnden Quell aufsteigen? Wie sollte alle diese Lebensfülle erstanden sein, um den Menschen zu erziehen? Wir verlieren uns hilflos im Unendlichen, sobald wir den Wert des Menschen oder den Wert von irgend etwas Menschlichem in die Natur zu gründen versuchen. Wir verlieren die Überzeugung von unserm Wert gänzlich, und suchen doch nach einem Rahmen, in dem wir uns unseres Wertes sicher fühlen dürfen. Wollen wir uns unseres Wertes versichern, so müssen wir im Menschlichen bleiben.

Aber auch dann erweist sich der Gedanke Lessings als unhaltbar. Wenn wir die Menschengeschichte betrachten, frei von dem Bestreben, alte religiöse Vorstellungen in abgeschwächter, ihres einstigen Sinnes entkleideter Form beizubehalten, so zeigt sie uns nichts von Erziehung und stetigem sittlichen Aufstieg, sondern sie lehrt uns im Gegenteil erkennen, wie gleichgültig das Geschick hinweggeht über sittlichen Hochstand und sittliche Niedrigkeit der Völker. Stand denn das Mongolentum, das die alte Kultur in Mesopotamien vernichtete und diese einst so reichen Länder für die Dauer, bis in die Gegenwart, verödete, sittlich höher als das mohammedanisch-persische Volk? Standen die spanischen Abenteurer, die mit unmenschlicher Grausamkeit und ohne jedes Gefühl für Vertragstreue, frei von sittlichen Bindungen irgendwelcher Art, die indianische Kultur in Mexiko und Peru zu Boden traten, sittlich und religiös höher als dieses Heidentum, das seinen Göttern Menschenopfer brachte, so wie die Inquisition Ketzer marterte und verbrannte? Als die Germanen

das römische Kaiserreich überrannten und dann dem Christentum gewonnen wurden, bedeutete das für die Germanen einen Aufstieg zu höherer Sittlichkeit? Wer das bejaht, der vergißt, was bei den Römern Christentum wirklich war, wie bei den Römern Christentum betätigt wurde, und vergißt, daß die Germanen, als sie nach Überwindung der anfänglichen Ansteckung wieder sie selbst geworden waren, zwar nicht die christlichen Dogmen, wohl aber deren Auslegung und Betätigung ihrer Geistesart, ihren höheren sittlichen Idealen entsprechend umgestaltet haben. Die Geschichte der Menschheit zeigt uns ein ungeheures Trümmerfeld vernichteter Zivilisationen und Kulturen; es ist in ihr nur von Ursachen und Wirkungen die Rede, wobei die Vergangenheit der Gegenwart und Zukunft die Bahnen vorschreibt. Wären leitende Gedanken im Spiel, so würde die Zukunft zurückwirken auf Vergangenheit und Gegenwart, aber jedes Streben, in dieser Geschichte eine Absicht und ein bleibendes Ziel zu erkennen, hat sich noch immer als vergeblich erwiesen. Wir müssen uns endlich entschließen, solch hochmütigen Träumen ganz zu entsagen.

Die Autorität der Sittengesetze darf dort, wo sie außerhalb der religiösen Dogmen begründet werden soll — und es ist ein unweigerliches Gebot, daß sie außerhalb dieser begründet werde — doch niemals begründet werden auf etwas Übermenschliches oder Außermenschliches, sondern sie muß rein menschlich, innerhalb des Menschlichen begründet werden, und das derart, daß sie dem Streit für und wider religiöse Dogmen endgültig enthoben ist. In Gottfried Kellers „Grünem Heinrich" heißt es einmal: „Dies ist es auch, was diese Zeiten zu vollbringen und herbeizuführen haben: nämlich vollkommene Sicherheit von Recht und Ehre bei jedem Glauben und jeder Anschauung, und zwar nicht nur im Staatsgesetz, sondern auch im persönlichen Verhalten der Menschen zueinander. Dahin muß die Welt gelangen, daß sie mit eben der guten Ruhe, mit welcher sie ein unbekanntes Naturgesetz, einen neuen Stern am Himmel entdeckt, auch die Vorgänge und Ergebnisse des geistigen Lebens hinnimmt und betrachtet, auf alles gefaßt und stets sich selbst gleich, als eine Menschheit, die in der Sonne steht und sagt: hier stehe ich." —

Bei andern Völkern wäre diese Sich-selbst-Gleichheit überhaupt nicht erschütterlich durch Weltanschauungszweifel. Das deutsche

Denken, das Einheitlichkeit und Zusammenschluß des gesamten Vorstellungsbesitzes verlangt, und gerade Weltanschauungsfragen vor allen anderen ernst nimmt, muß zu diesem Zwecke seine sittlichen Grundsätze verbinden mit Vorstellungen, die nicht mehr wesentlich umgestaltet werden können, also auf naheliegende, wohl erforschte, eindeutig auslegbare Erfahrungen. Wenn wir den Schritt vollziehen, das Sittliche ganz aus dem Bereich des Unendlichen und Ewigen herauszuheben, und es völlig in den Bereich des rein Menschlichen zu verpflanzen, so führen wir damit nur etwas aus, was jeder einzelne Mensch für sich selbst und in unzähligen, wichtigen und unwichtigen Dingen auszuführen hat, wenn er aus dem Jugendalter hinübertritt in das des fertig gewordenen, gemachten Menschen. Die Jugend neigt dazu, all ihr Streben anzuknüpfen an das höchste, das ihrem Denken erreichbar ist; die höchsten Ziele, die kühnsten Pläne sind ihr gerade recht, und sie fühlt sich im Besitz einer Begeisterung, welche in den beschränkten Maßen des Menschenlebens nun und nimmer ihr Genüge finden kann. Der Erwachsene kennt das Maß seiner Kräfte und kennt die wirklichen Ausmaße der Welt, in die er gestellt ist; er tritt auf den Boden des Wirklichen, und was sein Tun dadurch an Begeisterung einbüßt, das gewinnt er wieder an zäher, bodenständiger Kraft.

Der Mann hat gelernt, nicht mehr in begeistertes Wollen, sondern in die Vollbringung den Wert seines Strebens zu setzen; er beschränkt sein Wollen und fordert von sich einen fest begründeten Erfolg; er wählt sich nähere Ziele, faßt das näher liegende fester ins Auge, weil er weiß, daß sein Können und Vermögen nur zu diesen ausreicht, und weil er erkannte, daß es sehr viel wertvoller und schwieriger ist, im Nahen einige feste Schritte zu tun, als im Überschwang des Kraftgefühls und in Unterschätzung der Widerstände ins Unendliche dahin zu stürmen. Solange die Menschheit das Ausmaß des Endlichen in Raum und Zeit und Geschehen nicht einmal ahnend übersah, konnte sie glauben, daß menschliche Dinge ein wertvoller Teil des Unendlichen seien; sie kam jetzt zur Erkenntnis, wie sich Menschheit und Weltall zueinander verhalten; deshalb muß sie nun auch in ihren Zielen dieser Kenntnis Rechnung tragen, und das Maß der menschlichen Angelegenheiten nur noch im Menschlichen suchen.

Was ist dann Sitte, und wie entsteht sie? Wir bilden uns aus

unserm Leben heraus Vorstellungen, wie wir die Beschaffenheit des Lebens wünschten; wir entwickeln uns ein Ideal des Menschenlebens, das unter Umständen freilich sehr wenig dem entsprechen mag, was man gewöhnlich unter „Ideal" versteht. Wir setzen unserm Handeln das Ziel, dieses Ideal zu verwirklichen, und nennen solche Handlungen sittlich, die zur Verwirklichung des Ideals beitragen. Sittlichkeit ist also keine Sache des Erkennens, sondern ist Sache des Wollens; unser Wille bestimmt die Beschaffenheit des sittlichen Ideals, unser Wille bestimmt uns, diesem Ideal entsprechend zu handeln. Wenn es in Schillers Tell einmal heißt, die Menschheit hole sich ihre ewigen Rechte vom Himmel herab, oder wenn die Philosophie von einem „Naturrecht" sprach, das über dem menschlichen Recht stände, und dem das menschliche Recht immer genauer und besser Ausdruck zu geben habe, so folgten sie einer alten, auf Plato zurückgehenden Denkgewohnheit und verlegten in die Natur, was doch in Wirklichkeit nur ein Teil des menschlichen, persönlichen Willens war. Der menschliche Wille allein schien dem jugendlicheren Denken nicht genügend autoritätsreich zu sein, um dem Ideal Nachdruck und Gewalt zu geben. Das „Naturrecht" ist in Wahrheit das Recht, was dem Verkünder als das ideale Recht vorschwebt; die ewigen Rechte der Menschheit werden nicht vom Himmel herabgeholt, sondern sie werden durch die Menschheit erst im Himmel eingepflanzt, als geistige Leitsterne neu geschaffen und verkündet.

Sittliches Handeln ist also Handeln im Dienst eines vom Wollen verkündeten Ideals. Die Wissenschaft, als Gesamtheit des verstandesmäßigen Erkennens, kann niemals diese Ideale aufstellen, denn sie behandelt nur das, was da ist, nicht aber das, was da sein sollte. Die Wissenschaft kann nicht sittlich machen, denn das Handeln, das Wollen ist kein Ergebnis des Wissens. Der handelnde Wille richtet sich nach dem Wissen, entscheidet sich nach Gründen und Erwägungen, die das Wissen ihm zu Händen gibt; das Wissen trägt bei, den Idealen, die das Wollen sich setzt, eine klarer bestimmte Gestalt zu verschaffen, erreichbare und unerreichbare, fördernde und törichte Ideale zu unterscheiden. Wissenschaft und sittliches Handeln selbst haben aber nichts unmittelbar miteinander zu tun: der Ungelehrteste kann im höchsten Maße sittlich, der Gelehrteste ausgesprochen unsittlich handeln. Sitte und Sittlichkeit sind

nicht Angelegenheiten des Unterrichts, sondern Sache der Erziehung, vor allem der Selbsterziehung.

Was aber verleiht diesen sittlichen Idealen Allgemeingültigkeit, und wie kommt es, daß wir gewisse Ideale, gewisse Grundsätze des Handelns für allverbindlich halten, obwohl diese Ideale doch in aller ihrer Verschiedenheit und Gegensätzlichkeit gleichberechtigt sind, solange wir wenigstens die Menschen — und deshalb auch ihr Wollen — für gleichberechtigt halten?

Greifen wir zurück auf primitive Kulturzustände, so sehen wir dort die Sittengesetze von einer Autorität der Unfehlbarkeit umkleidet. Sie sind unverbrüchlich, und keiner denkt auch nur daran, einen Verstoß gegen sie zu entschuldigen oder gar zu verteidigen. In diesen anfänglichen Kulturzuständen sind die Lebensverhältnisse und deshalb auch die Lebensideale noch so gut wie völlig gleichartig; selbst die individuellen Verschiedenheiten der Menschen sind dort nur erst schwach entwickelt. Diese Gleichartigkeit geht mit steigender Kultur verloren; an Stelle einer gemeinsamen Sitte, die das ganze Volk verpflichtet, tritt eine Standessitte. Das Gesamtvolk zerlegt sich in Gruppen; die sittlichen Gebote werden verschiedenartiger, oder wenn auch ihre Formulierung sich für alle Stände gleichbleibt, so unterscheiden sich doch die Auslegungen und Anwendungen dieser Formeln. Ein und dieselbe Handlung unterliegt einer anderen Beurteilung, einer Duldung oder Verwerfung, je nach dem Stande und der Gruppenzugehörigkeit des Handelnden: es entsteht vornehme und gemeine Sitte, zuweilen von einer Schärfe der Unterscheidung, daß wir Europäer uns an diesen sog. Wilden in dieser Beziehung ein Muster nehmen, oder auch bei ihnen eine Karikatur unseres Verhaltens zu erblicken glauben könnten. Diesen Zustand, daß die Menschheit geteilt ist in größere und kleinere Gruppen von verschieden stark ausgeprägter Gegensätzlichkeit, ihn finden wir noch gegenwärtig in aller Kulturwelt, denn nur sehr wenige Menschen befinden sich unter so ausnahmehaften Lebensbedingungen, daß nicht ihre Ideale und deshalb auch ihre Urteile über sittlich und unsittlich für eine beträchtliche Menge ihrer Mitmenschen ebenfalls gültig wären. Diese Lebensumstände und Ideale verändern sich außerdem im Lauf der Geschichte so langsam, daß die sittlichen Urteile notwendig als etwas dauernd gültiges erscheinen.

Somit ist es immer eine größere oder kleinere Gruppe von

Menschen, welche ihren Willen für die Verwirklichung ihrer Gruppenideale und für die Gültigkeit der zugehörigen sittlichen Forderungen und Bewertungen einsetzt. Jede dieser Gruppen beansprucht Allgemeingültigkeit ihrer Anschauungen über das Sittliche, und setzt ihre Willensmacht — oft im Gegensatz zur materiellen Macht — für die Anerkennung der Allgemeingültigkeit ein. Mit dieser Erkenntnis ist die Abtragung der überlieferten Moral vollendet und der äußerste Tiefpunkt erreicht. Es scheint nunmehr der Maßstab des sittlichen Wertens ganz in den einzelnen Menschen verlegt und die Entscheidung über das, was sittlich wertvoll oder sittlich verwerflich sein soll, letzten Endes ganz dem persönlichen Einfluß überliefert zu sein. Unzweifelhaft müßte schlimmste sittliche Anarchie eintreten, wenn jeder, dem eine Neigung zur Individualisierung und Selbstherrlichkeit eingeboren ist, dieser uneingeschränkt folgen zu dürfen glaubt, und mit einer scheinbar triftigen Begründung sich berechtigt fühlt, seine eigenen Lebensideale ohne weiteres als sittlich vollgültig aufzustellen, bloß weil sie seine persönlichen Ideale und die Zielpunkte seines persönlichen Wollens sind. Es beginnt nun der Neuaufbau, um die Sittlichkeit wieder in einem überpersönlichen Ansehen zu verankern, wie dieses gerade für uns Deutsche bei der gegebenen Geistesart unseres Volks eine unerläßliche Notwendigkeit ist.

X.

Vieles Gewalt'ge lebt, doch nichts
Ist gewaltiger als der Mensch.
(Sophokles.)

Groß ist der Mensch, denn er vermochte sich der unbedingten Herrschaft der unendlichen und ewigen Naturkräfte zu entziehen und sich ein eigenes Reich des Geistes, ein eigenes, durch seinen Willen und nach seinem Willen gestaltetes Leben zu schaffen: das ist der Gedanke, den eine der Chorhymnen in der griechischen Antigone verkündet. Und wahrlich hat der Mensch ein Recht, diesem Gefühl des Triumphes Worte zu geben, denn je unermeßlicher der Umfang der Natur und des natürlichen Geschehens vor uns aufsteigt, desto gewaltiger steht die Kraft des Menschen da, welche es vermochte, diesem ungeheuren so großes und kühnes abzutrotzen. Im Weltall ist Mensch und Menschenwerk ein bloßes Nichts; sein Wollen muß scheitern, seine Sehnsucht verbittern, wenn er in dem Bereich des Unendlichen und Ewigen selbst etwas zu sein begehrt. Aber diese Erfahrung kann ihn nicht erdrücken, da er stolz seines eigenen, selbsterrungenen Wertes bewußt sein darf. Wer da weiß, daß er selbst etwas ist, kann höheres verehren; er ist erhaben über die Gesinnung des Sklaven, der sich selbst verachtet, weil er nichts ist, und um sich ertragen zu können, sich vorspiegelt, alles zu sein.

Die Grundlage der Sitte ist der Wille des Menschen, das Ideal zu verwirklichen, das er sich kraft eigenen Willens setzte; seine Willensmacht ist endgültiger Richter über sittlichen Wert und Unwert. Aber nicht alle Ideale und Lebensziele sind sachlich gleichwertig; unsere Erkenntnis und unser Wissen befähigt uns vielmehr, unter den vorhandenen und möglichen Idealen irrtümliche und irreführende auszuschalten. Der Wille entscheidet keineswegs notwendig allein nach Willkür; die eine Willensrichtung ist keineswegs jeder andern so gleichberechtigt, daß nur die Macht über zulässig oder unzulässig entschiede, sondern bevor es zu dieser Machtentscheidung kommt, muß Erwägung zum Wollen hinzutreten und muß unsere Kenntnis von den Zusammenhängen des Geschehens mitwirken, eben die Wissenschaft, die entstanden ist, um dem Handeln und Wollen als Leiterin zu dienen.

So wie die uranfängliche, bis in unsere Tage fortlebende Weltauffassung in Unkenntnis des tatsächlich vorhandenen Abstandes das menschliche Individuum alsogleich dem Unendlichen und Ewigen gegenüberstellte, dabei also das Unendliche und Ewige über alles Maß verkleinert sah, so irrte sie auch darin, daß sie das menschliche Individuum zu groß sah und ihm eine Selbständigkeit zuschrieb, die ihm tatsächlich keineswegs zukommt. Freilich stellt jeder einzelne Mensch eine nur einmal auftretende Sondergestalt dar, körperlich und geistig so entschieden von allen andern abgegrenzt, daß das Denken immer wieder vor der unübersehbaren Zahl vorhandener, kommender und vergangener Wesen erschrak und dann die uralte Lehre von der Seelenwanderung oder der ewigen Wiederkehr aller Dinge erneuerte. Aber ebenso bekannt ist auch, daß der einzelne Mensch in mindestens sehr vielen Merkmalen gestaltet wird durch Vererbung elterlicher und großelterlicher Merkmale. Goethe brachte diese Erfahrung zum Ausdruck in einem der bekanntesten seiner Sprüche in Reimen:

Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen;
Vom Mütterchen die Frohnatur,
Die Lust zu fabulieren.

Es folgt dann ein Hinweis auf ererbte großväterliche und großmütterliche Wesenszüge und dann die Zusammenfassung:

Sind nun die Elemente nicht
Aus dem Komplex zu trennen,
Was ist dann an dem ganzen Wicht
Original zu nennen. —

Was hier in halb scherzhafter und in ganz persönlicher Fassung gesagt ist, das gilt allgemein und in völligem Ernst. Die Ergebnisse der heutigen Vererbungslehre und der — freilich noch keineswegs ihrer eigentlichen Aufgabe gewachsenen — Genealogie zwingen uns schon jetzt zu dem Schluß, daß in körperlicher, aber auch in geistiger Beziehung die gegenwärtigen Menschen in allererster Linie gestaltet wurden durch die übererbte Beschaffenheit ihrer Vorfahren,

und daß die Nachwelt in demselben Sinn durch die Gegenwart gestaltet wird. Die Individuen sind nicht etwas für sich selbst dastehendes, sondern sie sind Knoten eines verketteten Netzes von Geschlechterreihen, oder mit anderm Vergleich: die Geschlechterreihen gleichen Perlenketten; die Einzelwesen entsprechen den Perlen, die — was sich mit diesem Bilde nicht ausdrücken läßt — immer eine aus den vorhergehenden geformt werden.

Jedoch wird die Gestalt des Individuums weder körperlich noch geistig ganz allein durch Vererbung bestimmt, sondern den Lebensumständen wohnt die Kraft inne, die Ausbildung der Erbanlagen im einzelnen zu gestalten. Man faßt diese Kräfte und Wirkungen zusammen unter dem Namen der „Anpassung". Vererbung und Anpassung, vorwiegend die Vererbung und nur in Einzelheiten die Anpassung, bestimmen die Gestalt der Menschen. Merkmale, die durch Anpassung entstanden sind, bleiben in der Regel unvererbt, aber es gibt Ausnahmefälle, die uns verbieten, die Vererbbarkeit solcher im individuellen Leben durch Anpassung erworbenen Merkmale grundsätzlich zu bestreiten.

Der „Kampf ums Dasein" und die „natürliche Zuchtwahl" scheiden wir aus unseren Gedanken aus. Diese Theorien sollten gar nicht verwendbar sein in philosophischen Zusammenhängen; sie sollten vielmehr nach englischer Art das philosophische Problem aus dem Gesichtskreis des Beobachters verdrängen, damit es ihn nicht störe und beirre. Vererbung und Anpassung sind die Gestalter des organischen Lebens, wenn auch unsere Sachkenntnis nur in einigen wenigen Fällen ausreicht, um näher zu bestimmen, auf welchen Wegen Anpassung geschieht und wie sie wirkt. Es ist gerade Aufgabe der Forschung, für jeden einzelnen Fall die Wege der Anpassung aufzudecken und so das Wesen der Naturerscheinung, die wir „Anpassung" nennen, näher zu bestimmen. Das, was wir wissen, reicht aber aus, um uns zu der Behauptung zu berechtigen, daß die Gestalt eines Organs eine Wirkung seiner Betätigung und seiner Geschichte ist, und daß Betätigungsfähigkeit und Gestalt des Organs sich mit und durcheinander ausbilden, wobei das Tätigsein die treibende Kraft der Entwicklung bildet.

Der Kampf ums Dasein verödet die Welt des Lebens; dort wo er am schärfsten ist, dort finden wir nicht reichste, sondern kärglichste Lebensgestaltung. Wo die Lebensbedingungen die günstigsten

sind, mitten inne zwischen dem Zuviel und dem Zuwenig, dort entfaltet sich die reichste Mannigfaltigkeit der Lebensformen und das üppigste Sprudeln der im Leben tätigen Kräfte.

Nicht nur körperliche, sondern auch geistige Merkmale werden durch Vererbung mitgeteilt und durch persönliche Anpassung neu erworben. Jeder kennt in seinem eigenen Erfahrungsbereich Belege dafür, daß geistige Eigenschaften, Charakterzüge, Begabungen und Neigungen in einer Generationenreihe mehrfach auftreten, meist in atavistischer Folge oder auch derart, daß sie nicht bei direkten Nachkommen, sondern etwa vom Oheim auf den Neffen überspringend sich wiederholen. Diese Merkmale bilden dann einen Teil der in der ganzen Geschlechterkette vorhandenen Erbmasse, der anscheinend regellos, also infolge unbekannter Zusammenhänge bald hier, bald dort zu stärker hervortretender Ausbildung gelangt. Während nun der Mensch auf die Beschaffenheit seines Körpers nur sehr geringen Einfluß ausüben kann, ist das wirkliche Inerscheinungtreten seiner geistigen Anlagen vorwaltend seinem Willen unterworfen, und diese gewollte Entwicklung des Geistes muß in irgendeiner — uns zwar nicht erkennbaren — Weise in der körperlichen Organisation seines Gehirns sich ausprägen, also zu einem durch Anpassung erworbenen körperlichen Merkmal werden. Da solche wiederum vererblich werden können, so müssen wir mit der Möglichkeit rechnen, daß der Wille des lebenden Geschlechts auf die geistige Beschaffenheit der kommenden Geschlechter mitgestaltend einwirkt.

Viele Beobachtungen sprechen dafür, daß generationenlang währende geistige Bildung schließlich das Gehirn und damit die geistige Beschaffenheit der Nachwelt erblich verändert. Geistige Tätigkeiten, die früheren Generationen eines Volks nur auf der Stufe höchster Reife möglich waren und damals den Gipfel des erreichbaren darstellten, können bei den Nachkommen schon auf weit früherer Entwicklungsstufe verstanden und ausgeübt werden. So vermochte Karl der Große nicht schreiben zu lernen trotz eifrigsten Bemühens. Die Fähigkeit, zu schreiben, ist jetzt in der Kulturwelt ein Allgemeingut, war aber damals nur bei einzelnen vorhanden infolge besonderer Begabung, so wie jetzt die Fähigkeit, zu zeichnen. Diese besondere Begabung konnte, wie heute die Zeichengabe, für sich allein auftreten, den sonst Begabtesten fehlen, den sonst Dümmeren zuteil geworden sein. Generationenlange Erziehung hat diese

Begabung und die ihr zugehörige besondere Gehirnorganisation zu einem Gemeingut gemacht, so daß jetzt schon das frühe Kindesalter die im Grunde recht verwickelte Aufgabe des Schreibens zu lösen vermag. Das Gehirn befindet sich bei der Geburt jetzt schon immer in einem Organisationszustand, der in früheren Geschlechtern nur in Ausnahmefällen und erst nach längerer Übung erreicht wurde, und es widerspricht solcher Vorstellung durchaus nicht, daß diese höhere Organisation eine Zeitlang latent bleibt und nicht sofort in Tätigkeit tritt. Durch die gesteigerte Veranlagung wird nur die Gewinnung der Betätigungsfähigkeit erleichtert, aber die Notwendigkeit, diese Betätigungsfähigkeit erst persönlich zu erwerben, nicht aufgehoben.

Es läßt sich noch nicht beweisen, sondern nur als vermutlich möglich aussprechen, daß eine solche Vererbung erworbener Geistesmerkmale statthat. Aber auch das genügt schon völlig, um einen dem persönlichen Wollen entzogenen allgemeinen Maßstab zur sittlichen Bewertung des menschlichen Handelns zu finden. Kann das lebende Geschlecht wirklich oder auch nur möglicherweise einen Einfluß auf die Gestaltung der kommenden Geschlechter ausüben und etwas besonderes dazu beitragen, so daß deren Gestaltung nicht einzig und allein Sache der naturnotwendig wirkenden, unabänderlichen Vererbungskräfte bleibt, so ist das gegenwärtige Geschlecht der Zukunft verantwortlich dafür, daß sie ihre Handlungen zum Vorteil der Nachkommen einrichtet. Diejenigen Ideale sind die sittlich wertvolleren, deren Verwirklichung die Nachkommen dauernd fördert; nur solcher Wille ist sittlich wertvoll, der sich dauernde Wirkung auf die Nachwelt und auf ihr Gedeihen als Ziel gesetzt hat.

Diese Bestimmungen erlauben noch weitere Eingrenzung. Die ganze bisherige Entwicklung der Menschheit, das Werk der vergangenen Geschlechter, schreibt dem Willen, der sittliche Ideale und Ziele sucht, eine ganz bestimmte, immer freilich noch starke Verschiedenheiten zulassende Bahn vor. Dieses Werk ist der verwickelte Bau dessen, was man Kultur und Zivilisation nennt, entstanden im Lauf ungezählter Geschlechter, getragen und gefördert durch eine unabsehbare Schar von Genies, von denen nur aus dem letzten Jahrhundert ein paar Namen überliefert sind.

Es ist ein Irrtum, daß die Geschichte der Menschheit und der menschlichen Kultur durch das Walten unpersönlicher, sachlich-gesetzlich wirkender Gestaltungskräfte bestimmt werde. Vielmehr ist es der menschliche Wille, Allgemeinwille oder der Wille überragender Menschen, der die Geschichte gestaltet und das schafft, was nachher der rückwärts schauenden Betrachtung als das Werk einer notwendigen Gestaltung, einer unpersönlich nach Gesetzen wirkenden Kraft erscheinen mag. Die englische Volkswirtschaft trennte nach englischer Art die geistigen Kräfte von den materiellen, zog nur die materiellen in Betracht, weil sie nur so das Wirtschaftsleben zahlenmäßig beobachten, wägen und messen konnte. Wir sahen, daß englische Denkweise ausschließlich beobachten will und ihre Theorien stets so faßt, daß alles der messenden Beobachtung unzugängliche aus dieser Betrachtung ausgeschieden wird. Nach dem gleichen Grundsatz verfuhr der englische Historiker Buckle in seiner Geschichte der englischen Zivilisation; er leugnete durchaus nicht, daß es geistige und wollende Kräfte in der geschichtlichen Entwicklung gäbe, aber er zog sie in diesem Zusammenhang nicht in Betracht. Ähnlich, nur nicht so natürlich-selbstverständlich, sondern aus einem nachträglich, der eigenen Geistesart widersprechend übernommenen Entschluß verfuhr Taine in seiner Geschichte des gegenwärtigen Frankreich. Ähnlich verfuhr Karl Marx in seiner Theorie des historischen Materialismus, dem theoretischen Grundgerüst unserer deutschen Sozialdemokratie; ähnlich auch die ganze neue Schule unserer deutschen Geschichtsschreibung, die aus einer überreichen Masse kleinster Einzelheiten, einem mit mehr als Bienenfleiß gesammelten Stoff von Beobachtungen die Außenseiten des Geschehens schildert, und die lehrt, daß große Männer nicht Triebkräfte, sondern Zeiger der Geschichte seien, nicht die Erzeuger der wirksamen Gedanken und der Taten, sondern Erzeugnisse des meßbaren, wägbaren, der sachlichen Beobachtung zugänglichen Geschehens.

Dem Deutschen, der sich englische Theorien zu eigen nimmt, entging es bisher noch stets, daß diese Theorien bewußt und absichtlich einseitig betrachteten und gar nichts anderes sein wollten, als einseitige Betrachtung. Die deutsche Forschung nimmt immer an, daß eine Theorie das wirkliche Geschehen ganz zur Darstellung bringen wolle. Sie faßte die englischen Theorien der Volkswirtschaft und der Geschichte dahin auf, daß geistiges Geschehen und persönliches Wollen überhaupt gar nicht in Betracht kämen, während der Engländer es nur zu bestimmten Zwecken außer Betracht setzen

wollte. Neben Buckle stand Carlyle, stand Ruskin, die wiederum einseitig zu bestimmten Zwecken nur die geistigen Kräfte in Betracht zogen, darin ebenso englisch wie Buckle und die englischen Volkswirtschaftler.

Diese Erwägung, nicht geschichtswissenschaftlicher, sondern volkspsychologischer Art bietet die Waffe, den geschichtlichen Materialismus und verwandte Richtungen der deutschen Geschichtsauffassung zu bekämpfen und zu widerlegen. Wir hier an dieser Stelle müssen uns mit diesem kurzen Ausblick begnügen, und uns abermals, wie schon beim Darwinismus von der Tatsache überzeugen, daß jedesmal Unheil geboren wird, wenn ein fremder Geistesart entsprossener Gedanke unerkannt in unsere Vorstellungskreise eindringt und dort behandelt wird, als sei er unser eigen Gut. Deutsche Geschichtswissenschaft darf die Menschheitsentwicklung nicht einseitig betrachten und sich dadurch die Aufgabe erleichtern wollen. Wir müssen unbedingt, weil wir eben die ganze Wirklichkeit, so wie sie ist, im Geiste widergespiegelt haben wollen, das Heldische, die Wirksamkeit des unmeßbaren, unwägbaren persönlichen Willens mit in Betracht ziehen. Betrachten wir Geschichte zu Zwecken der Sittenlehre, also zu Zwecken der Willensschulung, so kann und muß uns, wenn wir denn durchaus ausländischer Führer bedürfen, nur der Schotte Carlyle, aber nicht der Engländer Buckle Führer sein.

Das Heldische ist bei unserer Geistesart und unserer Kultur nicht das einzige, aber das wesentlichste, über das wir von der Geschichte Aufschluß verlangen. Es ist dasjenige, über das eigentlich Kunde gefordert wird, und das durch die Erforschung des rein sachlichen und wägbaren aufgeklärt werden soll. Wird es uns vorenthalten, so ist Entartung und Niedergang sowohl der Wissenschaft als der Kultur die Folge. Dabei müssen wir dann den Begriff des Heldentümlichen viel weiter ausdehnen als es gewöhnlich geschieht. Ein Genie, den größten der Gegenwart gleichwertig, war jener Urmensch, der zuerst auf den Einfall kam, nicht einen zum Werkzeug geeigneten Stein mühsam zu suchen, sondern sich ein Steinwerkzeug von der gewünschten Form selbst zurecht zu schlagen. Ein Genie war jeder, der einen neuen Gedanken oder eine neue Tat beisteuerte zu dem mühseligen Werk, das die Menschheit begonnen hatte und durch das sie selbst erst das erschuf, was wir heute Mensch nennen. Dieses Werk zu erhalten und fortzuführen, dieses Werk,

das den Menschen dem uneingeschränkten Walten der Naturkräfte enthebt, und das zugrunde geht, wenn der Mensch es nicht von Geschlecht zu Geschlecht neu erschafft und weiter fördert, dieses Werk fortzusetzen und seiner Vollendung immer weiter entgegenzuführen, ihm stets aufs neue höhere Ziele zu stecken, das ist die sittliche Aufgabe, die dem lebenden Geschlecht von ihren Vorfahren und Nachkommen auferlegt wird. Von ihren Nachkommen wird jedes Geschlecht zur Verantwortung gezogen und vor die Frage gestellt: Wie habt ihr eures Amts in eurer Zeit gewaltet?

Die sittlichen Ideale beziehen sich auf die Kultur; nur das können wir sittliches Ideal nennen, was eine Förderung der Kultur beabsichtigt. Wir können den Menschen nicht mehr als ein überall abgegrenztes Individuum auffassen, denn die jeweils Lebenden bestimmten entscheidend mit über die Lebensbedingungen und über die Beschaffenheit der folgenden Geschlechter.

Eine der Kulturaufgaben ist es, den Kampf ums Dasein nach Möglichkeit einzuschränken, so daß er nicht, wie bisher, in der Menschengeschichte als ein sinnlos hereinbrechender Zerstörer, als zermalmende Geröllawine, das unter Qualen durch lange Geschlechter hindurch geschaffene Werk der Kultur stets wieder vernichtet, sondern daß er nur die Kräfte stählt und geschmeidigt. Es ist ein Kulturideal, daß dieses Walten nur noch zum Guten diene, nachdem es, sich selbst überlassen, soviel des Bösen erzeugt; ein Kulturideal, ein Ziel des Strebens, das wir Menschen in der Welt verwirklichen wollen. Wir haben dazu das Mittel, denn wir vermögen die Lebensbedingungen der kommenden Geschlechter zu beeinflussen, zum Teil durch Beachtung der Erblichkeitseinflüsse, also als bewußte Züchter eines geistig und körperlich erblich bevorzugten Menschentums, auf Wegen, welche die Wissenschaft der Eugenie aufzuklären sich vornimmt, zum größeren Teil aber durch Erziehung, durch ein Streben, die geistigen Vererbungsanlagen dem uns vorschwebenden Kulturideal anzunähern. Das Übermenschentum, das Nietzsche verkündete, ist für uns nicht eine „blonde Bestie" der Vergangenheit, sondern nur ein Zukunftsideal, zu dessen Verwirklichung wir tätig beitragen können, und in dem wir unser bestes Sehnen und Hoffen uns denken als zum Wesen geworden.

Wer seine Handlungen auf die Verwirklichung eines Ideals einrichtet, der ist mit Notwendigkeit gezwungen, den Bestrebungen

anderer entgegenzutreten, insofern als diese die Verwirklichung des Ideals zu hemmen und zu hindern streben. Dieses Hemmen und Bekämpfen anderer ist die unerläßliche Kehrseite des eigenen schöpferischen Handelns. In dieser Erwägung haben wir die Wurzel des Strafrechts zu suchen. Zugleich gewinnen wir so einen allgemeinen Grundsatz für das strafrechtliche Verfahren: Das Strafrecht ist dazu da, die Zukunft mehr als die Gegenwart zu bewahren vor den Wirkungen eines entweder ganz unsittlichen — keinem sittlichen Ideal dienenden — Handelns oder vor gegensittlichem Handeln, das einem dem gültigen Ideal feindlichen Sittenideal dient. Die Strafe des Verbrechers ist eine Angelegenheit zweiten Rangs. Die Hauptforderung geht auf gegenwärtige, und besonders auf zukünftige Verhinderung des Verbrechens.

Vielfach ist erkannt worden, daß es im Bereich des Verbrechertums eine verhängnisvolle Erblichkeit gibt. Solche erblich belasteten Geschlechterketten an der Fortpflanzung zu verhindern, ist demnach die wichtigste sittlich-rechtliche Aufgabe auf diesem Gebiet, freilich auch eine außerordentlich schwierige, die nicht nach dem strengen Wortlaut eines Grundsatzes, sondern nur von Fall zu Fall, kasuistisch und unter Abschwächungen gelöst werden kann. Es ist aber nicht Sache dessen, der Grundsätze entwickelt, allsogleich über die Wege der Betätigung und über die dabei unvermeidlichen Zugeständnisse nachzudenken. Wenn ein Grundsatz als gültig anerkannt wurde, so pflegt die Erwägung der Anwendungsmöglichkeiten in der Theorie sich schwierig und verwickelt, die praktische Durchführung aber sehr viel einfacher, durch die Gewalt der Dinge und Umstände eindeutig geleitet zu erweisen.

Sittliche Forderungen, solcher Art auf das Wohl des kommenden Geschlechtes bezogen, werden zu Forderungen der Brutpflege und erhalten durch die Verbindung mit diesem starken Naturtrieb eine nachdrücklich verpflichtende Kraft. Die gesuchte übermenschliche Autorität der Sittengesetze ist nur eine überindividuelle, und beruht darauf, daß in der Natur das Individuum nur etwas vorübergehendes, die durch die Tätigkeit, das Wirken und Wollen der Individuen bestimmte Geschlechterkette aber das bleibende ist, dasjenige, was dem Wirken und Wollen erst Ziel und sittlichen Wert verleiht. Auf das Wohl der zukünftigen Geschlechter kommt es an; auf dieses beziehen sich die sittlichen Ideale; das Wohl des

gegenwärtigen Geschlechtes oder das der Einzelmenschen steht hintan, wenn die günstige Zukunft nur durch Opfer an gegenwärtigem Glück erkauft werden kann. Die Kraft dieses Gedankens bezeugt die Häsin, die ihr Leben wagt, um ihr Junges zu verteidigen gegen Raubzeug, vor dem sie sonst wehrlos flüchten oder sich verstecken würde.

Die Brutpflege kann geschehen durch Erziehung und Selbsterziehung, also gerichtet sein auf Beeinflussung und Steigerung der zur Vererbung tauglich erachteten Merkmale. Sie kann sich aber auch richten auf Benutzung oder Ausscheidung der vorhandenen erblichen Merkmale. Schon die Betrachtung des Strafrechts als eines Ausflusses der Sittlichkeit führte zu der Forderung, daß die Träger kulturfeindlicher Erbmerkmale auf irgendeine Weise von der Fortpflanzung müßten ausgeschlossen bleiben. Nun ist aber das Kulturideal nicht bloß geistig; die Voraussetzung seiner geistigen Durchführbarkeit ist vielmehr, daß auch eine körperliche Verwirklichung stattfinde, gemäß dem alten Spruch: mens sana in corpore sano. Nehmen wir Brutpflege, hier gestützt auf die als Eugenie oder Rassenhygiene bezeichnete Wissenschaft als sittlichen Leitstern, so geraten wir nunmehr in scharfen Widerspruch zu einer noch durchweg herrschenden Sittenanschauung.

Wir haben uns sonst an dieser Stelle nicht mit der Aufstellung und der Kritik einzelner Sittengebote zu befassen, sondern suchen vor allem nach einer Möglichkeit, das Ansehen der vorhandenen Sittengebote dauerhaft zu begründen. Dem Biologen aber mag es gestattet sein, in diesem Ausnahmefall, der zudem, wie sich alsbald zeigt, für die Anerkennung oder Ablehnung des Brutpflegegedankens entscheidend sein kann, eine ihm besonders naheliegende Einzelheit näher zu beleuchten. Vom medizinisch-biologischen Standpunkt aus unterliegt es keinem Zweifel, daß die Träger vererblicher oder sonstwie die Nachkommenschaft schädigender Krankheiten oder von Keimen unverkennbarer Entartung nicht fortgepflanzt werden sollten. Liegen verbrecherische Keime vor, so kann dieses Abschneiden der Geschlechterketten durch Zwang und Gewalt geschehen; in allen andern Fällen stellt sich dieses Abschneiden als eine von der Selbstverantwortung auferlegte Pflicht dar, entweder diese fortwirkende Krankheit vorher völlig auszuheilen, oder aber, wenn das nicht möglich, selbst die daraus folgenden, außerordentlich schweren sittlichen Entschlüsse zu ziehen auf Grund des Verantwortlichkeitsbewußtseins.

Es wird kaum ein Arzt oder Biologe sich vor der Behauptung scheuen, daß, wenn die jetzt herrschende Sittenanschauung diese Forderung verwerflich nennt, dann nicht etwa auf diese Forderung verzichtet werden dürfe, sondern daß dann die Sittenanschauungen zur Veränderung gezwungen werden müssen. Wer dem widerspricht, der hat dann auch den Gedanken an Brutpflege, der unbedingt diese Forderung aufdrängt, als unzugehörig aus der Sittenlehre zu verweisen, aber muß darauf gefaßt sein, daß ihm das Recht, in diesen Angelegenheiten mitzureden, bestritten wird. Die Gegner der Rassenhygiene fußen auf längst unhaltbaren Auffassungen des Natur- und Menschenlebens. Wer sittliche Forderungen für Gegenwart und Zukunft vertritt, muß aber zunächst einmal ganz der Gegenwart geistig angehören und darf sich nicht beherrschen lassen durch sog. „Gefühle", Gefühlsseligkeit und Gefühlsduselei, die von wirklichem Gefühlsleben ebenso weit entfernt sind wie ein Leichnam vom lebenden Körper. Wenn die übliche Sittengesinnung sich scheut, rassenhygienische Grundsätze in den Kreis der sittlichen Gebote aufzunehmen, so handelt sie teils aus Prüderie oder aus altüberlieferter allgemeiner Verachtung des Körperlichen gegenüber dem Geistigen, teils weil sie bei ihren sämtlichen Sittengrundsätzen immer nur den vereinzelten Menschen, aber niemals zugleich und vorzugsweise die Nachkommenschaft, die irdische Zukunft im Auge hatte. Daß dieser Standpunkt oder diese Standpunkte verlassen werden müssen, unterliegt keinem Zweifel; höchstens könnte man im Zweifel sein, ob das Übergewicht bei den kommenden Geschlechtern liegen oder ob Gleichgewicht zwischen dem lebenden und dem kommenden Geschlecht bestehen solle.

Den Arzt bei solchen Dingen zwangsmäßig mitreden zu lassen, ist freilich ein arger, vorläufiger Notbehelf; er wird vermeidlich, wenn die Ethik der Brutpflege so in aller Menschen Bewußtsein übergegangen ist, daß sie aus Selbstverantwortungsgefühl den Arzt fragen oder als ihr eigener Arzt entscheiden. Die Forderung, bei der Eheschließung den Nachweis körperlicher und geistiger Gesundheit zu verlangen, ist in sich unanstößig, mindestens ebensosehr als die Forderung eines wirtschaftlich gesicherten Daseins, die dem heutigen sog. sittlichen Gefühl selbstverständlich zu sein scheint.

Die sittlichen Forderungen sind nicht von Anfang an als Forderungen der Brutpflege laut geworden, noch auch als solche entstanden. Die Verbindung zwischen beiden ward erst möglich, dann

allerdings auch notwendig, als sich durch das Steigen der Kultur der Umfang der Brutpflege und sowohl die Ausdehnung als der Inhalt der sittlichen Ideale geändert hatte. Schon jetzt geht ja die natürliche Brutpflege beim Menschen und bei manchen Säugetieren über die bloße Körperpflege hinaus; sie greift sehr oft und weit über auf die geistige Ausbildung der Nachkommen, die durch Spiel und Ernst für ihr künftiges selbständiges Leben geschult werden. Der Mensch hat durch die Kultur, besonders durch die Schrift die zeitlichen Schranken seines natürlichen Daseins durchbrochen und sich die Möglichkeit geschaffen, nicht nur auf seine Kinder, sondern auch auf spätere Geschlechter einzuwirken. Deshalb lernte er im Sittlichen kühnere, entferntere Ideale ins Auge fassen, Veränderungen fordern, die viel zu durchgreifend sind, als daß sie im Rahmen einer oder zweier Geschlechter durchgeführt werden könnten. Aus diesem Grunde ist ein kulturell niedriger stehendes Volk viel eher als ein hochkultiviertes geneigt, vorhandene Mißstände als gegeben und unabänderlich hinzunehmen; es ist, wie man sagt, mit seinem Dasein zufriedener, grübelt nicht über gründliche Verbesserungen seines Daseins nach, denn sein geistiger Blick ist noch so gut wie ganz auf den Augenblick und auf sein persönliches Dasein beschränkt.

Wir haben uns seit vielen Generationen und endgültig von diesem sog. glücklicheren Zustand entfernt. Wir haben die Möglichkeit, durch Wort und Schrift Brutpflege auf spätere Geschlechter auszudehnen; unsere sittlichen Ideale und Forderungen gehen oftmals aus auf tiefgreifende Umgestaltungen des menschlichen Daseins. Dann aber müssen wir auch aufhören, die Erfüllung dieser Forderungen, wie bisher nach Urväterart von der Gegenwart und nächsten Zukunft zu erwarten, sondern wir müssen uns entschließen, die uns gebotene Möglichkeit zu zeitlicher Nachwirkung wirklich auszunutzen und den einer kulturellen Erweiterung fähigen Naturtrieb in den Dienst unserer sittlichen Ideale stellen. Das wesentlichste Merkmal dieses Naturtriebs besteht ja gerade darin, daß er in seiner Fürsorge bis an die äußerste Grenze des möglichen geht und diese noch stets zu erweitern sucht.

XI.

Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor!
(Friedrich Wilhelm, Kurfürst von Brandenburg.)

Trotz ruhmreicher Siege, bezwungen durch die Ungunst der politischen Gesamtlage, mußte der Große Kurfürst den Frieden von Saint Germain-en-Laye unterzeichnen, in dem er bedingungslos auf jeden Siegespreis verzichtete. Er richtete sich auf im Gedanken an die Zukunft; er setzte fortan sein ganzes Streben mit Einsatz erhöhter Willenskraft an die Eroberung dieser Zukunft mit einem Selbstvertrauen, das jeden entschlossenen Menschen beseelt, der einer Übergewalt erliegt und nach höchster Mühe am Ziele scheitert; noch am Ziel und erst am Ziel.

Von der Nachwelt erhoffen wir alle die Erfüllung unserer Lebensideale; die Nachwelt fordert von uns, daß wir auf dem Weg zu den Idealen ihr Bahn brechen, und daß wir eine Nachwelt schaffen, die befähigt und gewillt ist, diesen Zielen zuzustreben und sie zu erreichen. An den kräftigsten Naturtrieb, den Trieb zur Brutpflege, knüpften wir diesen sittlichen Grundsatz an. Es ist das ein Gedanke, der von jeher in den Menschen lebendig war, dessen ganze Bedeutung aber erst der Gegenwart klar zu werden beginnt: Damit ihre Kinder von gleicher Not frei seien, zogen unsere Landwehrmänner in den Krieg. Hier wie überall schreitet das Leben dem philosophischen Überlegen voraus. Die Aufgabe der Sittenphilosophie besteht nur darin, zu erkennen, wohin das Leben gegangen ist, und welche Wege es zu verfolgen neigt. Sie rückt dann diesen Gedanken nur in helleres Licht, reinigt ihn von anhaftenden Schlacken und Unklarheiten und stellt ihn bewußt in den Mittelpunkt ihrer neuen Sittenlehre. Die Ethik der Brutpflege lebt bereits als Ahnung in vielen Herzen; wir haben nur den Keim zu pflegen und ihn zu befreien von der Überwucherung durch ältere, absterbende Sittlichkeitsvorstellungen.

Die Kraft dieses Gedankens, der mehr als jeder andere geeignet ist, den sittlichen Forderungen Geltung und überindividuelle Verankerung zu verleihen, wird bestätigt durch Fichte. Zwar sah er in den Sittengesetzen noch etwas Natürliches, Übermenschliches, das vor und über der Erfahrung dem Menschen als sicherer Besitz eingepflanzt sei. Er hielt es nicht für nötig, die Geltung der Sitte, die ihm selbstverständlich schien, durch irgendeine Begründung zu verstärken. Wohl aber empfand er das Bedürfnis, eine besondere Gruppe sittlicher Gebote, nämlich die der Vaterlandsliebe, der damals kaum noch lebenden oder kaum schon geborenen Anhänglichkeit an das eigene Volk besonderen Nachdruck zu verleihen, und er tat es, indem er dieses Gebot anknüpfte an Brutpflege.

Aus der früher ausführlich gegebenen Stelle seien hier nur ein paar kennzeichnende Sätze wiederholt: „Welcher Edeldenkende will nicht und wünscht nicht, in seinen Kindern und wiederum in den Kindern dieser sein eigenes Leben von neuem auf eine verbesserte Weise zu wiederholen und in dem Leben derselben veredelt und vervollkommnet fortzuleben, nachdem er längst gestorben ist. — Das Leben, bloß als Leben, als Fortsetzen dieses wechselnden Daseins hat ja für ihn ohnehin nie Wert gehabt; er hat es nur gewollt als Quelle des Dauernden; aber diese Dauer verspricht ihm allein die selbständige Fortdauer seiner Nation; um diese zu retten, muß er sogar sterben wollen, damit diese lebe und er in ihr, das einzige Leben, das er von je gemocht hat." —

Erfahren diese Gedanken nur eine geringe Ausdehnung des Bereichs, so verkünden sie die allgemeine Ethik der Brutpflege, die Begründung der Sitte auf Brutpflege, und stellen als Maßstab der sittlichen Wertung auf: Solche Handlungen sind sittlich wertvoll, die beabsichtigen, der Brutpflege, dem Gedeihen kommender Geschlechter zu dienen im Sinne der Erhaltung und Förderung der Kultur. Zwar wendet sich Fichte nur dem „Edeldenkenden" zu, als ob solcher Verzicht auf augenblickliches und persönliches Wohl nur von wenigen gefordert und erwartet werden könne. Aber jede Sittlichkeit fordert Entsagung und Verzicht auf persönliches Wohl; die Entsagung, welche die Ethik der Brutpflege fordert, der Verzicht überhaupt auf persönliches Erleben des Augenblicks, in dem das Ideal verwirklicht aus der Welt der Gedanken herabsteigt, diese Entsagung ist besonders schwer, aber sie wird erleichtert, wenn sie anknüpft an einen Naturtrieb, in dessen Dienst sie auch jetzt, bei allem Zusammenbruch der sittlichen Bindungen, unerschütterlich überall

ausgeübt wird. Jedes blasse, vergrämte Muttergesicht beweist es, das von Hunger zeugt, von Nahrungsentziehung zugunsten der Kinder.

Das unbewußt Betätigte zu etwas Bewußtem zu machen und seinen geistigen Bereich zu erweitern, das ist die verhältnismäßig einfache Aufgabe, die hiermit der sittlichen Erziehung gestellt wird. Aber wie Fichte, so fordern auch wir, daß diese Erziehung nicht nur zum Guten ermahne, dem Handeln bloß einen Weg zum Guten zeige, sondern daß sie das Handeln für das ganze Leben fest bestimme mit einer Gewöhnung, die alle Willensfreiheit ausschließt. Der Mensch kann nur wollen, was er liebt; die Erziehung soll das Wollen stählen und versteifen und es zugleich auf ein bestimmtes Ziel richten; nur dann wird sie Erfolg haben, wenn es ihr gelingt, den Gegenstand des Wollens zu einem Gegenstand der Liebe zu machen. Bloßes Gelernthaben, bloßer Moralunterricht ist zwecklos und sittlich unwirksam, denn die Freude des Lernens, die Liebe zum Unterrichtsgegenstand erwacht erst durch die Betätigung, durch die Ermöglichung eigenen, freien Schaffens. Nicht dem Staat und der Schule, sondern dem Einzelnen, uns selbst, den Eltern obliegt dieser Teil der Erziehung und es ist sicher kein unerfüllbarer Wunsch, daß im häuslichen Kreise die Liebe der Kinder gewonnen werde und tätig sei für ein Ziel des sittlichen Wollens, dem ohnehin das Leben der Familie, dem schon die natürliche Brutpflege triebhaft bis zur höchsten Selbstaufopferung dient, für das Schicksal des nachfahrenden Geschlechts.

Die vom Christentum abgelösten Massen entwarfen sich als Ideal den sozialistischen Zukunftsstaat, dessen Bild nur in seinen wirtschaftlichen Teilen näher ausgeführt war, aber in den Teilen, an denen das persönliche Sehnen und Hoffen am meisten beteiligt ist, den einzelnen Anhängern zur individuellen Ausmalung überlassen blieb; ein irdisches Himmelreich, das jeder sich ausgestalten konnte, wie seine eigenen Leiden und Nöte ihn trieben. Dieses Ideal übernehmen wir, aber wir gestalten es um; es wird nicht mit Naturnotwendigkeit über Nacht und von ihm selbst kommen, sondern es kann nur allmählich geschaffen werden und nur durch das unablässige Mühen jedes einzelnen. Gerade diejenigen Kräfte der Seele, die bisher bei der Ausmalung des Ideals frei gelassen wurden, gerade die Kräfte, die man als „Gemüt" zusammenfaßt, gerade diese werden von uns vorzugsweise eingespannt. Die heranwachsende Jugend — nicht bereits das Kindesalter, dessen Denken notwendig im

Gegenwärtigen und Individuellen befangen bleibt, sondern — die spätere Jugendzeit, der sich bereits der Blick auf die Vergangenheit aufgetan hat, lernt erkennen, daß die Gegenwart das Werk unablässigen, qualvollen Ringens ist, daß alle Erkenntnis und Erfahrung nicht etwas von Anfang her bestehendes, festes und selbstverständliches ist, sondern etwas gewordenes und geschaffenes; es lernt die Schwierigkeiten kennen, unter denen es ward, und lernt das so gewordene achten, es ansehen mit einem Gefühl der Ehrfurcht. Diese unerläßlich geforderte Stimmung kann niemals entstehen, wenn die geistigen und materiellen Errungenschaften des Menschen einfach als Tatsachen, bloße fertige, unabänderliche Gegenstände des Erlernens dargestellt werden. Auf Grund dieser Ehrfurcht vor dem Gegenwärtigen erwacht dann von selbst das Gefühl der Verantwortlichkeit für seine Bewahrung, Erhaltung und Förderung; zu dieser tritt als letzte Krönung der Gedanke an Brutpflege, Bewußtwerden eines längst unbewußt Ausgeübten und Gewöhnten hinzu, erst dann, wenn sich das jugendliche Auge auftut für den Blick auf die Zukunft seines Geschlechts.

Notwendig für den Deutschen ist, daß seine Erziehung Rücksicht nehme auf den Drang zur Ausbildung der Persönlichkeit; notwendig aber ist auch, daß sich diesem Individualismus etwas Überpersönliches überordne, das dem Auswuchern des Absonderungsstrebens Schranken setze. Wir sahen, daß jetzt diese Schranken zu schwach sind, oder daß sie gänzlich fehlen: in der Zeit des Krieges ist die Achtung vor dem Überpersönlichen, Ideellen weit stärker geschwunden, als die wirklich vorhandene Not es begreiflich und unvermeidlich machte. Die sittliche Erziehung, die erreichen sollte, daß das Handeln des Menschen sich allgemeinen Idealen zuwende, geschah religiös-dogmatisch; die aufgesteckten Ideale waren individuell gefaßt, denn sittliches Handeln wurde gefordert mit Rücksicht auf eine himmlische Seligkeit. Jedenfalls blieb es dem banalen Denken freigestellt, in dieser Seligkeit nicht einen bloßen Lohn für ein überhaupt und ohnehin gefordertes sittliches Handeln, sondern den einzigen Zweck dieses Handelns zu sehen. Was aber bleibt von den Ergebnissen dieser Sittenerziehung übrig, wenn nun das Denken sich dem gassenbubenhaften Wort Heines anschließt:

Den Himmel überlassen wir
Den Engeln und den Spatzen?

Übrig bleibt dann der Grundsatz, daß aller Zweck und alles Ziel des Handelns besteht im persönlichen Wohlbehagen und in der Hingabe an greifbar materiellen Genuß.

Doch war unsere Sittenerziehung auch nicht ganz auf religiöse Dogmen gestellt: ein Wort, das den heranwachsenden und den gemachten Menschen von früh bis spät umgab, war das Wort: „Pflicht", und damit die Gebote der auf Kant zurückgehenden Ethik des „kategorischen Imperativs", anerkannt der schwächste, aber leider auch der praktisch am meisten wirksam gewordene Teil seiner Philosophie.

Handle so — das ist der oberste Grundsatz der Kantischen Ethik —, handle so, daß der Leitgedanke der Handlung zu einer allgemeinen Gesetzgebung tauge. Also: Der sittliche Grundsatz, der sich aus deiner Handlung ergibt, soll allgemeiner Grundsatz werden können. Wer aber bestimmt, ob dieser Grundsatz zu allgemeiner Gültigkeit tauge? Nach Kant entscheidet darüber ein dem Menschen innewohnendes Bewußtsein seiner Pflicht, ein Bewußtsein, das keinerlei Beschränkungen und Bedingungen anerkennt, sondern unbedingt, kategorisch befiehlt und ganz unerschütterlich bestimmt weiß, was sittlich gültig und was ungültig ist. Erziehung hätte dann nur dieses natürliche Pflichtbewußtsein zu wecken und zu bestärken, oder zu verhindern, daß seine angeborene Regsamkeit erstickt werde.

Auffassungen, die wir für selbstverständlich richtig halten, pflegen die gefährlichsten Irrtumsklippen im menschlichen Denken zu sein. Dem Zeitalter Kants war es selbstverständlich, daß alles irdische Tun in der Erfüllung der dem Könige geschuldeten, vom Könige auferlegten Pflicht bestünde. Da war es weiter selbstverständlich, daß die Befolgung der Sittengebote auch nur Pflicht sein konnte, dem Menschen auferlegt von außen durch den Schöpfer oder von der schaffenden Natur, jedenfalls dem Menschen eingeboren und ihm ohne weiteres erkennbar, ihm von vorneherein eingepflanzt ebenso wie das Selbstbewußtsein. Unser gegenwärtiges Zeitalter erkennt im politischen Handeln keine äußerlich auferlegten, unter Umständen erzwingbaren Handlungsweisen mehr an. Das Volk will nicht mehr gehorsam und untertänig fremden Befehlen folgen, sondern selbst bestimmen, wie zu handeln und zu regieren sei. Die Kantische Ethik hat also diese ihre eigentliche und wichtigste Grundlage verloren; wir erwarten nicht mehr, daß irgend etwas von außen her, aus

dem Übermenschlichen her wirkendes uns sage, was sittlich und was als allgemeiner Sittengrundsatz tauglich sei, sondern wir wissen, daß wir selbst darüber zu entscheiden haben kraft eigener Verantwortung. Das lebende Geschlecht hat dieser Verantwortung nur moralisch Genüge zu leisten, während von den kommenden Geschlechtern die Folgen unseres Handelns im Guten wie im Bösen einzulösen sind. Unsere Verantwortung ist sittlich, die der Nachkommen tatsächlich; daher ist es ein Gebot der Brutpflege, dieser tatsächlichen Verantwortung der Nachwelt schon jetzt vordenkend Rechnung zu tragen.

Nicht zu Pflichterfüllung, sondern zu Selbstverantwortung ist zu erziehen. Pflichten, die von außen her auferlegt sein sollen, kann man abschütteln, sobald man erkennt, daß diese Verpflichtung in Wirklichkeit gar nicht besteht, und daß es keine Gewalt gibt, die imstande wäre, solche Verpflichtungen aufzuerlegen. Die Selbstverantwortung läßt sich nie und unter keinen Umständen abschütteln; kein Selbstbetrug ist möglich, der uns vorlöge, daß die Folgen unseres Handelns je uns oder den Nachkommen abgenommen werden könnten, und es ist dabei ganz gleichgültig, ob diese Nachkommen nun unseres Leibes Kinder sind oder nicht.

Pflichterfüllung lehrt den eigenen unter fremden Willen beugen und führt zu dem unseligen Erziehungsgrundsatz, der eigene Wille müsse „gebrochen" werden. Im Gegenteil: er muß geleitet und gestärkt werden, denn die Überwindung der Schwächen im Volkscharakter der Deutschen kann nur und allein durch den Willen geschehen: durch den Willen zum Abschluß, durch den Willen zur Einordnung, durch den Willen, sittlich im Sinne der Brutpflege zu handeln. Alles dieses sind zugleich Gebote des Selbstverantwortungsbewußtseins und der Brutpflege, denn nur, wenn dieser Wille stark ist, kann das deutsche Volk hoffen, aus seiner jetzigen Not wieder aufzusteigen.

Nicht Erziehung zur Pflicht, die dann erlaubt, der Verantwortung sich ledig zu fühlen, da diese auf dem „Vorgesetzten" lastet, und die verlockt zu einem bloßen Diensttun ohne eigene Anteilnahme, sondern Erziehung zur Selbstverantwortung, die sittliche Vollendung des im Deutschen liegenden Individualisierungsstrebens ist Zukunftsaufgabe. Der Pflichtbegriff war ein zu leichter Ankergrund; im Bewußtsein der unentrinnbaren Selbstverantwortung, das schon im Kinde keimend liegt und nur entwickelt zu werden braucht, liegt der

feste Grund, auf dem das Ansehen der Sitte dauernd verankert werden kann.

„Tat twam asi", „Das bist du", lautet der Schlußsatz des indischen Pantheismus. „Du bist verantwortlich", das muß das A und O unserer deutschen Sittenlehre sein, „du bist verantwortlich für den Inhalt deiner sittlichen Ideale; du bist verantwortlich dafür, daß du fördernd und wehrend im Bereich deiner Kraft alle Schritte zur Verwirklichung dieser Ideale tust; du bist verantwortlich, denn die Nachwelt, die von deinem Tun und Lassen den Schaden oder Nutzen trägt, wird von dir selbst gestaltet, körperlich und geistig, entscheidend oder nebensächlich, mittelbar oder unmittelbar, aber stets in irgendeiner unabänderlichen Weise.

Demokratisch ist solcher Grundsatz nicht. Diese Ethik der Brutpflege, der selbstbewußt übernommenen Verantwortung für das eigene Tun steht dem nahe, was Nietzsche „Herrenmoral" nannte; der Wille des Handelnden bestimmt, was sittlich wirklich wertvoll sein soll. Nur darin besteht ein Unterschied, daß die Herrenmoral ganz aus sich selbst, aus dem individuellen Willen den sittlichen Maßstab des Handelns entnimmt, während die Ethik der Brutpflege an den sittlichen Wert des Wollens einen überindividuellen Maßstab legt. Die Ethik der Brutpflege ist schon ihres Zieles wegen aristokratisch, denn ein demokratisches Volk entnimmt seine sittlichen Grundsätze dem, was allgemein übliche Handlungsweise ist. Der Engländer denkt demokratisch, der deutsche Volksgeist ist durchaus antidemokratisch, denn ein jeder dünkt sich berufen abzuurteilen über all und jedes, bangt keinen Augenblick, sein persönliches Urteil für das allein mögliche, allein zulässige auszugeben. Das deutsche Volk ist — so befremdlich dieser Ausspruch gerade gegenwärtig klingen mag — ein Volk geborener Aristokraten, in dem ein jeder sich für den Besten, das heißt für einen Aristos hält und sich selbst zum Maß aller Dinge nimmt.

Wer Mannestreue und Einordnung übt, der erkennt höheren Wert an, weil er des eigenen Werts gewiß und der Anerkennung dieses Werts versichert ist. Unterordnung fordert Verzicht auf Eigenwert und Eigenbedeutung; dem Deutschen, der zu bloßer Unterordnung erzogen und gezwungen wird, dem ist seine erste Daseinsnotwendigkeit, das Bewußtsein, Persönlichkeit zu sein, genommen; seinem Wesen und seinem Willen wird das Rückgrat gebrochen, und

er ist für sich selbst nichts mehr, ist ein lebloses, triebloses Werkzeug, das nutzlos daliegt, wenn nicht ein lebender anderer Wille es in die Hand nimmt.

Unweigerlich ist mit aristokratischer Denkweise das Bestreben verbunden, sich abzusondern, selbstgenügsam und eifersüchtig auf die Bewahrung der eigenen Persönlichkeit bedacht zu sein. Auch dieses — notwendige und also berechtigte — Streben artet aus in ein Übermaß, wenn ihm nicht andere Bestrebungen übergeordnet werden, und wenn nicht die Gemeinsamkeiten der Familie, des Volksstamms und des Staates dauernd im Bewußtsein stehen. Diese Zusammenhänge dem Denken und Empfinden eindringlicher als bisher aufzuprägen kann nicht mehr schwer sein, sobald der Gedanke an Brutpflege einmal den Kernpunkt der sittlichen Erziehung ausmacht und den Schlußstein, auf den von Anfang an alles abzielt. Die Gedankengänge Fichtes bieten sich dann von selbst dar als eine besondere Gestaltung des Allgemeinen und es ist nicht mehr nötig, nochmals auf dieses mehrfach Gesagte einzugehen. Stamm und Staat sind ja nur stärkere Bündel jener Geschlechterreihen, aus welchen die Familien bestehen, und sie stellen die Umgebung dar, in der eine auf Familie begründete sittliche Brutpflege allein Erfolge zu gewinnen vermag.

Was auf diese Weise gewonnen wird, das ist vor allem eine starke Veranschaulichung des Bandes, das den Einzelnen an Staat und Volksgemeinschaft kettet. Der deutschen Volksart fehlt die Gabe, sich gedankliche Begriffe lebendig vorzustellen; sie muß etwas Wirkliches und Greifbares vor sich sehen, das dem Gedanklichen einen Körper gibt, oder aber das Gedankliche bleibt leeres, unwirksames Wort. Das Heimweh des Deutschen bezieht sich niemals auf das ganze Deutschland oder auf Deutschland im allgemeinen, sondern immer auf den besonderen Gau, die besondere Landschaft, in der die sehnende Seele aufgewachsen ist, die ihr vertraut wurde und an der sie hängt. Schon die Kinder ausgewanderter Deutscher haften daher viel stärker an der „neuen Heimat" als an der alten, die sie ohne eigene Anschauung nur aus Berichten kennen. Bereits die Redewendung von der „neuen Heimat", die so in keiner anderen Sprache wieder vorkommen dürfte, zeigt, daß der Deutsche in dem seinen Sinnen sich aufdrängenden wirklich einwurzelt. Diese so oft beklagte Neigung zum völligen Abfall ist also nicht allein Folge einer Ausartung der deutschen „Milde", der ver-

hängnisvollen Sucht, das eigene, das „nicht weit her ist", gering zu schätzen vor dem fernen und fremden, sondern sie ist außerdem noch Folge des Bedürfnisses nach eigener Anschauung und nach greifbarer Vertretung des Gedanklichen. Wird aber Brutpflege als Leitstern der Sitte entschlossen in den Mittelpunkt der Erziehung gestellt, so ist dadurch auch der Grund geschaffen für eine Erziehung zur Vaterlandsliebe, denn Staat und Volk erscheinen nun als Erweiterungen des anschaulichen und unverlierbaren Begriffs der Familie.

Wenn allerdings dieser Begriff dem heranwachsenden Geschlecht unanschaulich bleibt, seiner Anschaulichkeit beraubt wird, so ist weder in sittlicher noch in politischer Beziehung jemals eine Genesung des deutschen Volkes zu erhoffen. Mag bei andern Völkern die Internatserziehung sich bewährt haben, sie in Deutschland einzuführen, würde das größte Unglück, den letzten vernichtenden Schlag auf uns herabrufen. Schon jetzt hat ein großer und wertvoller Teil unseres Volks unter der Not zu leiden, daß er des eigentlichen Heimatsgefühls entbehrt, weil sein Anschauungsbedürfnis in keinem Gau und keiner Landschaft fest einwurzeln konnte. Es sind die Familien der Offiziere und Beamten, die hin und her geworfen werden zwischen Ost und West, Nord und Süd, und nirgends wirklich bodenständig werden. Sie wachsen nicht in ein allgemein-deutsches Heimatsgefühl hinein, sondern sie entbehren des Heimatsgefühls überhaupt. Ihre Heimat ist der „Stand", der Kreis ihrer ebenso wurzellosen Schicksalsgenossen, und sie ahnen oft kaum, daß sie völlig gewohnt sind, das zu entbehren, was dem Bauern, selbst dem kleinsten Häusler den festen, unentbehrlichen Lebenskern, die Grundlage eines oft adelsartigen Selbstgefühls verleiht. Allgemein durchgeführte Internatserziehung, wie sie von manchen Seiten gefordert wird, um gleiches Recht bis zur letzten Möglichkeit durchzuführen, würde das ganze deutsche Volk in eine wurzellose Masse verwandeln. Die Forderung nach ungehemmtem Aufstieg der Begabten muß erfüllt werden in einer Weise, die nicht die einzige Möglichkeit zum Aufstieg überhaupt abschneidet.

Hierdurch sind wir nun in einen schroffen Gegensatz geführt zu dem, was Fichte in seinen Reden an die deutsche Nation als Erziehungsideal verkündete. Er sah das einzige Heil der deutschen Zukunft in allgemeiner Durchführung der Pestalozzischen Methode, die eben Internatserziehung sein sollte. Er hielt es für notwendig,

das heranwachsende Geschlecht ganz dem Einfluß der vorhandenen Entartung zu entziehen; er glaubte, daß eine bessere Erziehung nur möglich sei, wenn sie gewissermaßen ganz von neuem beginne unter Leitung der wenigen, zu solchem Erziehungswerk geeigneten. So hoffte er, das Werk der sittlichen Erneuerung in einem einzigen Menschenalter vollbringen zu können. So groß nun auch die Wirkung seiner Reden war, soviel sie auch beitrugen zur Entwicklung des deutschen Nationalbewußtseins; es ist doch nicht zu erkennen, daß seine wirklichen Erziehungsvorschläge irgendwelchen tätigen Beifall gefunden hätten. Die Kräfte des wirklichen Lebens waren stärker als die Theorien des Philosophen, der rücksichtslos über das geschichtlich Gegebene hinweggehen wollte, um seinen Gedanken und seinem Ideal eine uneingeschränkte und schleunige Verwirklichung zu schaffen.

Es mag sein, daß es zur völligen und schnellen Durchführung neuer Erziehungsgrundsätze nötig sein würde, das heranwachsende Geschlecht dem Einfluß ihrer Eltern ganz zu entziehen, denn diese werden sehr oft, wenn nicht sogar in der Mehrzahl der Fälle, aus ihren anders beschaffenen und starr gewordenen Anschauungen heraus eine sehr wirksame Gegenerziehung ausüben. Aber daraus geht nur hervor, daß man nicht daran denken darf, das letzte Endziel bereits in wenigen Jahren erreichen zu wollen. Wir müssen längere Zeiträume in Betracht ziehen, langfristiger denken; es genüge uns, erst einmal in unserm persönlichen Kreise zu wirken und ein Stück des Gesamtweges zurückzulegen mit einer Minderheit unseres Volkes. Wer es für unerläßlich erklärt, alsogleich nur auf das Ganze einzuwirken, das letzte Ziel zu erreichen, obwohl er zu solcher Wirkung selbst nicht die Kraft besitzt, der sucht in der Regel nur einen Vorwand, überhaupt gar nichts zu unternehmen. Wer dagegen zu Tätigkeit bereit ist, dem ist es nicht zu gering, an irgendeinem Teilstück des Ganzen zu beginnen, und er ist zufrieden, wenn er soweit gelangt, als seine eigene Kraft es ihm ermöglicht. Ist nur erst eine Minderheit für einen Gedanken gewonnen, hat sich dieser Gedanke bei einer Minderheit fruchtbar erwiesen, dann setzt sich die begonnene Bewegung durch ihr eigenes Schwergewicht fort, und sie wächst wie eine Lawine, die auch mit einigen fallenden und gleitenden Schneeflocken begann.

Erziehung zum Deutschtum, Schaffung eines Kernpunkts zur

Sammlung aller Deutschen, das ist die letzte und schwerste Aufgabe, die unserer Volkserziehung gestellt ist, und die gleich allen andern Erziehungsaufgaben unweigerlich gelöst werden muß. Die Veranschaulichung der Gesamtheit in Stamm und Nation durch Ausweitung des vertrauten und anschaulichen Begriffs der Familie schafft dafür nur die erste Grundlage, den Mutterboden und die gedeihliche Lebensluft. Der Keim selbst muß anderswo herkommen, und er muß gleichfalls, wenn er sich anders zu starker Widerstandskraft auswachsen soll, in Veranschaulichung bestehen.

XII.

„Das Schicksal des Deutschen ist noch nicht erfüllt. Aber die Zeit, die Gelegenheit (der Erfüllung) vermag ein menschliches Auge nicht vorauszusehen. Uns einzelnen bleibt inzwischen nur übrig, einem jeden nach seinen Talenten, seinen Neigungen und seiner Stellung, die Bildung des Volks zu mehren, zu stärken, damit der Geist nicht verkümmere, sondern frisch und heiter bleibe, damit er nicht verzage, nicht kleinmütig werde, sondern fähig bleibe zu jeglicher großen Tat, wenn der Tag des Ruhmes anbricht." (Goethe.)

Wie ein tiefer Schatten an hellsten Glanz, so heftet sich an Goethes Namen der Vorwurf, er sei unter den Deutschen zwar der größten Einer, dennoch aber kein guter Deutscher gewesen, denn der Aufschwung des Deutschtums zur Zeit der Freiheitskriege habe ihn kalt und teilnahmslos gefunden. Selten ward gefragt, ob nicht dieses kühle Abseitsstehen nur Entsagung, nur ein Versuch gewesen sei, einen schmerzvollen Verzicht zu überwinden, und ob es nicht Zeugnis ablege von einem klaren Blick für die Wirklichkeit und von einem nationalen Stolz, der es verschmähte, Trugbildern anzuhängen und in betrogener Begeisterung für sie zu erglühen. Gab nicht das Zeitalter der heiligen Allianz Goethe recht, der da behauptet hatte, in den Freiheitskriegen sei nur ein französisches Joch gegen ein ganz barbarisches, ein kosakisch-baschkirisches Joch ausgetauscht? Lastete dieses Joch, obwohl erleichtert und dem Volke nicht mehr fühlbar, nicht noch auf dem Deutschland von 1871, das ohne die wohlwollende Neutralität Rußlands niemals das Kaiserreich hätte begründen können? Und diese Neutralität war entsprungen aus rein persönlicher, verwandtschaftlicher Freundschaft zwischen dem Zaren und dem Könige von Preußen; das Ende dieser Freundschaft hat den ersten Stoß gegeben zur Zertrümmerung des Werkes unserer Väter.

Einem großen, starken, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören, das war für Goethe so gut wie für jeden andern das schmerzlich begehrte Ziel seiner nationalen Sehnsucht. Wir waren äußerlich auf dem Wege, ein solches Volk zu werden und uns von

dem letzten Rest des auferlegten Joches zu befreien. Aber innerlich waren wir noch nicht frei, sondern wir wurden gestürzt, weil wir im Augenblick der höchsten Gefahr selbst schwankten und strauchelten. Wir dürfen uns gewißlich rühmen, daß kein anderes Volk dem Ansturm solcher Not so dauerhaft als wir widerstanden hätte, ohne zu straucheln; wir wissen, daß andere gestrauchelt sind, obwohl sie weit geringeres als wir zu ertragen hatten. Aber dieser Gedanke bietet uns doch nur einen leidigen Trost. Die andern faßten sich wieder; an ihrem völkischen Stolz richteten sie sich wieder auf; sie waren sich des Wertes ihres Volkstums bewußt, hatten diesen nur einen Augenblick vergessen, und ein bloßer lauter Zuruf genügte, um sie sich selbst wiederfinden zu machen. Bei uns verhallten diese Zurufe; und doch welches Recht hatten sie, zu erklingen und zu wirken! Wie unerschütterlich hätten wir bestehen können, wenn die vorhandene und bewährte Kraft und Ausdauer des Ausharrens durchgeistigt gewesen wäre von der sittlichen Glut eines seines Eigenwerts und seines inneren Rechts auf wahres Herrentum bewußten Volks.

Wie Goethe betonte, kommt es nicht an auf die Tausende gebildeter Jünglinge und Männer, sondern auf das Verhalten der Massen, der Millionen. Selbstbewußtsein und völkischer Stolz in der Volksgesamtheit ist notwendige Vorbedingung für das Überstehen nationaler Gefahren, ist nicht Wirkung, sondern Grundlage völkischer Freiheit und Größe, eine Grundlage, die nicht durch Verkündigung und Lobpreisung vorzeitlicher Erfolge gelegt werden kann, sondern im Geiste des Volkes wachsen muß als ein Schatz, den Motten und Rost nicht benagen, den kriegerische Mißerfolge nicht schädigen können.

Hatten wir Goethes Forderung erfüllt, diese Grundlage zu schaffen? Hatten wir die Massen gerüstet, sich als ein großes, starkes, geachtetes und gefürchtetes Volk zu fühlen? Waren sie in diesem Kraftbewußtsein befähigt worden zu jeglicher großen Tat, wenn der Tag des Ruhmes anbricht? Nein! Wir dürfen uns nicht einmal darüber wundern, daß so viele Deutsche ihr Deutschtum fortwarfen, anderen Völkern ihre Bewunderung weihten und sich ihnen anzugliedern suchten. Jahrhundertelang besaß Deutschland nur Größe im Gebiet des Geistes; alle sichtbare, greifbare Größe war bei den andern Völkern, hob sich dort weithin sichtbar ab von der Erbärmlichkeit der äußeren deutschen Zustände. Und dieser

Zustand ist nun für längere Zeit wiedergekehrt. Was aber weiß denn der Deutsche gemeiniglich von der Größe des deutschen Geistes? Wie vielen ist diese Größe wirklich offenbar geworden? Wie viele haben im Rahmen ihres engen Lebens voll Arbeitsfron überhaupt Gelegenheit und Möglichkeit, ihr Ohr und ihre Seele dafür aufzutun? Wie viele unter denen, die sich gebildet nennen, haben denn Lust, in diese weit geöffneten, allen Wollenden zugänglichen Hallen einzutreten?

Nur mit tiefer Beschämung kann ein Angehöriger geistig gebildeter Kreise die folgenden Äußerungen eines Arbeiterführers lesen: „Nicht nur aus dem Kampfe der Arbeiterklasse für ihren politischen und wirtschaftlichen Aufstieg erwachsen dem nationalen Gedanken neue Kräfte. Die in den Arbeiterorganisationen verrichtete Bildungsarbeit löst auch die bedeutenden nationalen Werte, die in der Kenntnis und Pflege der Kunst, insbesondere in ihren volkstümlichen Formen: in der Bühnenkunst und in der Literatur liegen. Es gehört eine bestimmte Höhe der geistigen Kultur dazu, um den Begriff des Volkstums in seiner tiefen Wesenheit zu verstehen. Je tiefer der Arbeiter in den ewig grünen Wundergarten des deutschen Schrifttums eindringt, um so tiefer und inniger empfindet er Volkstum und Sprache als das ‚Jugendland, in dem die Völker wachsen und gedeihen', um es mit Gottfried Keller zu sagen; ich kann diese Wirkung bezeugen, denn ich habe sie selbst in mir erlebt." —

Wie viele unter denen, die in ihrer Jugend freiwillig oder gezwungen in diesen Wundergarten eintraten, und sich dabei nicht außerdem noch mit der Not des Broterwerbs zu plagen hatten, haben denn solche Wirkung in sich wirklich „erlebt"? Es ist Aufgabe der Erziehung in Schule und Haus, möglichst allen Deutschen dieses Erlebnis zuteil werden zu lassen, ihnen eine hellere oder ungefähre Ahnung zu vermitteln von dem, was der wirkliche Inhalt des geistigen Deutschtums ist; und zwar es so zu vermitteln, daß der Boden aufgeschlossen wird, daß das ausgesäte Samenkorn Frucht bringt und diese Frucht dann wieder zu alljährlich sich steigender Ernte aussät. Der Unterricht soll nicht lehren, was geistiges Deutschtum ist, sondern lehren, wie man es kennen lernt, und was man durch solches Kennenlernen gewinnt.

Der Deutsche muß sehen und hören, was Deutschtum ist,

oder dieſes Deutſchtum bleibt ihm ein leeres Wort. Dieſes Erfüllen mit Anſchauung, deſſen wir bei unſerer Geiſtesart bedürfen, um uns einſetzen zu können, dieſes zu erreichen iſt der tiefere und geſunde Sinn des Strebens nach Volkshochſchulen; nicht bloße Übermittlung wiſſenſchaftlicher Kenntniſſe, die dem Einzelnen im Leben nichts nützen und nicht in ſeinem Geiſte tätig werden können. Tatſächliche Belehrung iſt völlig Nebenſache, und ob der Wiſſenſchaft gedient wird, iſt desgleichen Nebenſache; die Wiſſenſchaft iſt hier nichts als Dienerin der Geſamtheit. Was dieſe neue Form der Hochſchulen für die Ziviliſation, für Technik und Gewerbe bedeuten möge, das iſt hier nicht gefragt; wir behandeln Wiſſenſchaft hier nur als ein Werkzeug geiſtiger Kultur. Da ſoll ſie in ihrem neuen Dienſt, ohne ihrem ſtrengen Ernſt zu entſagen, nicht belehren, ſondern anregen; und vielleicht iſt das, was dabei Nebenergebnis zu ſein ſcheint, in Wahrheit das wichtigſte und wertvollſte, das ſie zu erzielen hat. Sie vermittelt eine Überſicht über das Reich des Geiſtes und erfüllt dabei den Begriff des Deutſchtums unvermerkt mit einem ſtolzen und anſchaulichen Inhalt; ſie lehrt, was Geiſt und was Wiſſenſchaft ſei, und leitet dabei unvermerkt an, den Wert und die Gültigkeit menſchlichen Denkens und Schließens abzuſchätzen. Nichts erfaßt der Deutſche ſchwerer, als daß Theorien und Ideale nur Erzeugniſſe unſeres menſchlichen Denkens, Wollens und Wünſchens ſind, vergänglich wie wir, aber nicht etwa unbedingte Herren über das Wirkliche. Wo aber außerhalb der Wiſſenſchaft, ſei ihr Inhalt, welcher er mag, wird ſo eindrücklich vor Augen geſtellt, daß wohl unſer Denken, Wollen und Wünſchen irrt, aber niemals die Natur und die Wirklichkeit, die immer Recht behält, zu unſerm Schaden, wenn wir widerſtreben und ſie hartnäckig, im Bann unſerer Meinungen, verkennen? Verbreitung des Wiſſens und Erkenntnis ſeines Weſens iſt Kampf gegen unſern gefährlichſten Erbfehler.

Um notwendig zu werden und zu bleiben muß, wie früher ausgeführt, die Wiſſenſchaft ihres eigenen Gedeihens wegen ſtreben, in irgendeiner Weiſe Anſchluß zu gewinnen an die allgemeine geiſtige Kultur. Jetzt erhellt, daß dieſer Anſchluß notwendig iſt zu allgemeinen, völkiſchen Zwecken. Der denkbar gröbſte Fehler aber wäre es, Volkshochſchulen, Volksbibliotheken und die ſonſtigen hierhergehörigen Einrichtungen ausdrücklich und abſichtlich einzuſtellen

auf dieſe Zwecke, beſonders auf die Erziehung zum Nationalitätsbewußtſein und zum Patriotismus. Man kann Geiſtesſtimmungen und Geſinnungen nicht fertig einimpfen von außen her, ebenſowenig wie man Blumen ſät. Man bereitet den Boden und ſät einen Samen, aus dem dann von ſelbſt Blumen, — *wenn ſie wollen* — entſprießen. Wie in allen Fragen der Erziehung müſſen wir auch auch hier lernen, abzuwarten und auf den Erfolg hoffend zu vertrauen. Gepredigter Patriotismus verhallt; gerade der Deutſche, der Individualiſt, fühlt ſich immer und überall geneigt, gerade das, was man ihn lehren will, abzuwehren, weil er ſich nicht drängen und zwingen laſſen will, und weil er nicht ſelbſt derjenige war, der ſolches gelehrt haben wollte. Wie wenig direkte Pflege des Patriotismus, wie ſie bisher z. B. in Kriegervereinen, aber auch in den Schulen getrieben wurde, genützt hat, das haben wir zu Genüge erlebt, um ein für allemal von weiteren Verſuchen auf dieſen Wegen abgeſchreckt zu ſein. Die Volkshochſchulen werden dann am beſten für das Deutſchtum wirken, wenn ſie ſachlich und wiſſenſchaftlich ſo anziehendes zu bringen wiſſen, daß das deutſche Volk betört es nicht laſſen kann, ſich der Gefahr der Verdeutſchung auszuſetzen.

Das Gefühl für geiſtige Gemeinſchaft des Deutſchtums, das unentbehrlich iſt, wenn der völkiſche Zuſammenſchluß den Kernpunkt erhalten ſoll, das muß frei erwachſen aus einer freiwilligen Anteilnahme an dem, was der deutſche Geiſt an Errungenſchaften der Kultur geſchaffen hat. Der Begriff des Deutſchtums als einer erweiterten Familie erhält nur dann die zu ſeinem Leben nötige Anſchaulichkeit, wenn den weiteſten Kreiſen eine Vorſtellung übermittelt wird von dem, was den Inhalt und das Weſen dieſes erweiterten Kreiſes ausmacht. Die deutſche Geiſtesart verweigert die Gefolgſchaft, wenn man umgekehrt zuerſt Anhänglichkeit an den erweiterten Kreis fordert, und es dann mehr oder weniger dem Zufall überläßt, ob der Einzelne von dem Weſen dieſes Kreiſes eine Vorſtellung gewinnt.

Patriotismus, Begeiſterung für die Vaterlandsidee iſt weder ein Unterrichtsgegenſtand, noch ein unmittelbares Unterrichtsergebnis, um ſo weniger als die Vaterlandsidee wegen der Zartheit, die die ſie ſtets im deutſchen Geiſte behalten wird, nicht in die rauhe Luft des Alltags getragen werden darf. Ideen gewinnen erſt Kraft

dadurch, daß sie angegriffen werden und verteidigt werden müssen. In Zeiten der Ruhe werden sie weich und schlaff. Im Kriege oder überhaupt in nationalen Gefahren ist die Vaterlandsidee angegriffen; sie bedarf und erhält dann, solange nicht andere Wirkungen sie aus den Gedanken verdrängen, zu ihrer Verteidigung als bereitwillig gebotenes Opfer den Einsatz jeder Einzelpersönlichkeit. Bei ungestörtem Frieden kann sie nicht mit solcher Ausschließlichkeit über das Denken herrschen, denn das Wollen richtet sich dann auf andere, auf die gerade dann lebensnotwendigen Ziele und steckt sich diesen entsprechende Ideale. Nichts tödlicheres aber kann einer Idee und einem Ideal begegnen, als wenn sie vorgedrängt würden und dann vor aller Augen von anderen besiegt zurückweichen müssen.

Die Vaterlandsidee, die zu höchsten Leistungen rufen soll, darf nicht in Zeiten ihrer Schwäche allzunahe am Treiben des Alltags in niederen, leichteren Dienst gestellt werden, wo sie wehrlos den Alltagsverstimmungen ausgesetzt ist. Sie muß immer ein festtägliches Heiligtum sein, das nach uralter Priesterweisheit nur in besonderen Fällen enthüllt wird, nur in Stunden gehobener Erinnerungsfreude oder zur Aufrichtung verzagenden Muts. Am vorsichtigsten aber sollte man jetzt von ihr reden, da wir vor ihr als einer verwelkten, geknickten Pflanze stehen und nur hoffen, daß die Wurzel noch lebe, so daß wir sie in geeigneten Boden verpflanzen und dort an ein abermaliges Sprießen glauben können. Wir müssen den Boden vorbereiten, den Geist empfänglich machen; wir müssen Saat aussäen, Unkraut jäten und dann geduldig warten, wie der Landmann, der im späten Herbst, wenn alle Blätter welken, den Acker bestellt und hernach geduldig des künftigen Frühjahrs harrt. Die Saat muß erst im Verborgenen keimen; sie muß Zeit haben, damit sie kräftig wächst, und nicht, wie ein getriebenes Warmhausgewächs schleunigst sprießt, krampfhaft blüht und vorzeitig die Säfte verschwendet, die bestimmt waren, bei ruhigem Wachstum die Frucht zu bilden und zu reifen. Nicht rasten, nicht hasten, das ist das erste Gebot für den, der in geschichtliche Vorgänge leitend eingreifen will.

Wir haben gesehen, daß sich aus der Idee einer kulturell erweiterten natürlichen Brutpflege eine rein menschliche, von Weltanschauungskämpfen unabhängige Sittenlehre gewinnen, und daß diese sich weiter ausbauen läßt, um so den Forderungen zu genügen,

die wir der Fortdauer und der Auferstehung unseres Volkstums wegen an unsere Sittenlehre und unsere Erziehung zur Sittlichkeit stellen müssen. Wer diese Begründung der Ethik auf Brutpflege als berechtigt, wirkungsfähig und fruchtbar anerkennt, der genügt nur seinem Selbstverantwortungsgefühl, wenn er fortan in seinem Teil alle Kräfte einsetzt, um sie zu allgemeiner Geltung und zur Herrschaft zu bringen. Der höchste Erweis dafür, daß eine Idee über das gesamte Leben herrscht, und zugleich eine Gewähr und Stütze für diese Herrschaft liegt darin, daß sie zum Mittelpunkt einer Religion wird. Jedem Ideal wohnt religiöse Kraft inne, und aus dem Religionsein zieht das Ideal stets neue Kraft. Das Ideal des individuellen Seelenheils besitzt solche Stufe der letzten Vollendung, wenngleich deren Wirksamkeit auch bereits sehr erhebliche Einschränkungen, vielleicht sogar tödliche erlitten hat; dem Ideal der kulturellen Brutpflege fehlt sie. Aber sie fehlt nur tatsächlich, aus rein geschichtlichen Ursachen und nicht aus wesentlicher Notwendigkeit. Die rein menschlich aufgefaßte Sittenlehre könnte mindestens ebensogut wie jedes andere sittliche Ideal Mittelpunkt einer Religion und eines Kultus sein; sie könnte anknüpfen an den uralten, bis in die Gegenwart fortlebenden Kultus der Mütterlichkeit und des im Kinde sich erneuernden Lebens.

Aber mit diesem Ausblick müssen unsere Betrachtungen schließen. Weltanschauungen können sich nur im großen Strom des geschichtlichen Geschehens zu Religion entwickeln, und nur dann, wenn ihr Leitgedanke in einer genialen Persönlichkeit Gestalt geworden ist. Hier mehr als sonst heißt es: Im Anfang war die Tat. Wer in diesen Dingen nicht handeln kann, soll nicht reden, und wer handeln kann, braucht nicht zu reden. Wir, die wir nur zu reden haben von dem, was durch das Wirken jedes einzelnen von uns ausgeführt und angebahnt werden kann und muß, wir sind am Ende unserer Bahn angelangt, wenn wir erkennen, daß die letzte Vollendung dieser Ethik der Brutpflege möglich ist. Über unsere Kräfte hinaus weiter zu raten und zu planen, würde nur Kräfte zersplittern und vergeuden. Die Selbstverantwortung aber erlegt uns auf, nur zu erstreben, was uns erreichbar ist, und dafür auch alles zu schaffen, was durch uns erschafflich ist.

Was können wir denn, Einzelne unter Millionen, aus eigenen Kräften vollbringen? Ist es nicht Wahnsinn, solchen Vorsatz zu

fassen, gleich als ob eine einzelne Welle dem Ozean Bewegung und Stromrichtung vorzeichnen wollte? Was der Einzelne bei uns trotz der Ungunst aller äußeren Bedingungen, allein gestützt auf seine Kraft und sein Selbstbewußtsein vermag, das hat unsere Geschichte tausendfältig belegt. In eigenen Angelegenheiten, für sich selbst ist er oftmals Sieger und Held gewesen, und in jedem Stand, in jeder Bevölkerungsschicht sind solcher Helden zahlreiche erstanden. Keiner darf sagen, daß ihm allein die Kraft zum Heldentum völlig, auch zu einem bescheidenen, im Alltag bleibenden, ruhmlosen und dennoch so unendlich wertvollen Heldentum gänzlich fehle.

Kein wahrer Deutscher zweifelt an sich, wenn es sich handelt um Ziele persönlicher Art und um den Erfolg seiner eigenen Lebensarbeit. Nun wohl: Wir haben gelernt, daß das Heil unseres Volkes auch zu unsern persönlichen Angelegenheiten gehört, daß wir uns nicht auf uns selbst beschränken dürfen, wie wir es bisher zumeist getan haben zu unserm Schaden und zum Schaden unseres Volks. Auch unser Volkstum gehört zu unserer Eigenart; unsere Eigenart ist nur ein Teil des Volkstums, denn der Einzelne ist nur ein Glied, ein Ring in den vielfach verschlungenen, sich spaltenden und sich wieder vereinigenden Geschlechterketten, aus deren Gesamtheit unser Volkstum besteht. Richten wir Deutsche nur einmal entschlossen unser Wollen und unsere Kraft auf das Ganze und auf unser engeres Lebenswerk im Rahmen des Ganzen und als einen Teil dieses Ganzen, so wird unser Volk auch als Ganzes erfolgreich sein, wie es so oft in seinen vereinzelten Gliedern Beweise sieghaftester Tüchtigkeit erbracht hat.

Jetzt freilich sehen wir vor Augen, wohin wir gelangten, weil wir nur an unser engeres Lebenswerk dachten und das Steuer der Gesamtheit den dazu eingesetzten Steuerleuten völlig anheimgestellt sein ließen. „Unsere Verfassung wird man uns machen, unsere Bündnisse und die Anwendung unserer Streitkräfte wird man uns anzeigen; ein Gesetzbuch wird man uns leihen, selbst Gericht und Urteilsspruch und die Ausübung derselben wird man uns zuweilen abnehmen; mit diesen Sorgen werden wir auf die nächste Zukunft verschont bleiben," so rief Fichte in seinen Reden aus, und wer will voraussagen, ob das, was an diesem Elend in der Gegenwart noch nicht erfüllt ist, nicht bereits morgen oder nächstens auf uns herabfällt! Aber eines blieb uns, wie damals: die Möglichkeit, die nachkommenden Geschlechter zu erziehen. Das einzige Mittel, das uns blieb, weil es uns schlechterdings nicht entrissen werden kann: unsere Art zu denken und zu fühlen, das ist auch das einzige Mittel, das uns zur Lösung der uns einzig noch zugänglichen Aufgabe verhelfen kann. Es ist der deutsche Geist, die besondere völkische Geistesart der Deutschen mit ihrer im Lauf unserer unglückreichen Geschichte so oft erprobten Fülle an Kraft und Betätigungsmöglichkeiten.

Den äußeren Zusammenbruch zu heilen, liegt nicht in unserer Macht; ob wir je wagen dürfen, Äußeres neu aufzuerbauen, das hängt davon ab, ob es uns gelingt, den ebenso völligen inneren Zusammenbruch zu überwinden, und hier neu und fester aufzubauen.

Das Vertrauen auf die eigene, persönliche Kraft ist der Keim der deutschen Größe. Aber die Erziehung muß uns erst zum Bewußtsein bringen, daß diese Kraft nichts Selbstverständliches und Gleichgültiges, sondern etwas Großes ist, das unserm Wesen Wert und Recht auf Selbstbehauptung verleiht. Persönliche Kraft ist nichts, wenn sie nicht geleitet wird von dem Bewußtsein der Selbstverantwortlichkeit; sie ist nichts, wenn sie die Grenzen ihrer Wirkungsfähigkeit nicht kennt, und sie ist nichts, wenn sie endlos und ziellos dahinstürmt ohne die Fähigkeit, entschlossenen Willens ein Ende zu machen und ein Ziel zu umreißen. Die Erziehung muß Selbstverantwortung, und nicht wie bisher, von außen auferlegte Pflicht, muß Einordnung und nicht, wie bisher, Unterordnung, muß schließlich Achtung vor der Form und nicht, wie bisher, allein Achtung vor dem Inhalt lehren.

Organisation und Willensstählung sind hierzu erfordert; Einordnung der Einzelnen, ihrer Sonderverantwortung und der Notwendigkeit zu schrankenlosem Einsatz aller ihrer Kraft Bewußten, und ein Wille, der sich richtet auf Bekämpfung der Schwächen unserer Volksart, der giftigen Ausartungen jener geistigen Eigenschaften, die, wo sie rein und stark sind, gerade die Ruhmestaten unseres Volkes herbeiführen halfen. Willenserziehung im Hinblick auf das Schicksal der uns nachfolgenden, noch ungeborenen Geschlechter; tätiger Idealismus, der sich nicht verliert in Wolken rosenroten Scheins und dabei der harten Wirklichkeit vergißt, der nicht Träumer, ewig enttäuschte, stets betrogene Schwärmer erzeugt, sondern der von dem Mut und dem Willen beseelt ist, die harte, wirkliche Welt so umzuwandeln im Lauf unabläßig sich mühender

Geschlechter, daß das heutige Ideal einst auf dem festen Boden der Erde Fuß fassen kann, daß die Welt geformt wird, wie wir sie im Dienste der menschlichen Kultur geformt haben wollen, und daß immer neue, immer höhere und fernere Ideale Sehnsucht weckend vor den Augen der Menschheit auferstehen. Aber zugleich auch ein Idealismus, der niemals vergißt, daß das Ideal nur ein Ziel unseres Strebens ist, ein Wunsch, an dessen Erfüllung wir glauben und zu dessen Erfüllung wir unter steten Opfern tätig sind, aber keine Tatsache, mit der wir schon jetzt als mit einer Wirklichkeit rechnen dürfen. Gegenwärtige rauhe Erfahrung hat wohl auch die Blindesten belehrt, daß rechtliche und sittliche Ideale nicht im Geschehen der Welt von selbst wirken und wie Naturtatsachen von uns nur abgelesen zu werden brauchen, sondern daß der Mensch sie erdenkt im Gegensatz zum Geschehen in Welt und Natur, und daß er sie durch Willenskraft und Geistesmacht dem Weltgeschehen aufprägen, aufzwingen muß.

Enttäuschungen werden bald vergessen; wir dürfen nicht und niemals ablassen, dieser in unserer Geistesart liegenden Neigung zur Entartung des deutschen Idealismus entgegenzukämpfen. Und zwar dadurch entgegenzukämpfen, daß wir selbst handeln im Dienste des wahren Idealismus des Tuns, und dadurch andere zu gleichem Werk aufrufen.

Nur Idealismus, nur unerschütterlicher Glaube an die Möglichkeit, durch menschliches, geschlechterlanges Wirken die Welt umzugestalten, so daß sie dem Bilde sich angleiche, das wir für unsere Nachwelt als Wirklichkeit erträumen, nur solcher Idealismus kann uns überhaupt den Mut verleihen, in der gegenwärtigen Lage noch zu kämpfen, statt verzagt dem Ende unserer Tage entgegenzuharren und dem nachfolgenden Geschlecht zu wünschen, es möchte niemals geboren sein.

Aber dieser Idealismus, verbunden mit dem Kraftgefühl und dem Selbstvertrauen der deutschen Persönlichkeit lebt doch; wenn er eingeschlummert war, so müssen die Posaunen des Gerichts, das über uns erging, die Posaunen, vor deren Schall die Mauern unserer Heimstatt zusammenbrachen, ihn wiedererwecken. Wir müssen ihm vertrauen und ihm, nur ihm, unsere Arme, Herzen und Gedanken öffnen. Wir müssen, denn von uns werden, wenn wir es unterlassen, die Nachfahren Rechenschaft fordern; sie können sich den

Wirkungen unseres Unterlassens, wir uns nicht ihrem herben Tadel entziehen. „Nichts in der Welt kann uns helfen, außer wir helfen uns denn selbst.“ —

Sollen in Zukunft Deutsche nur eine halbe Heimat finden können, wie jetzt die Iren, die ihrer einst so reichen, jetzt so verelendeten Insel nicht anders gedenken können, als unter dem Ausruf: „Wehe uns, daß dieses unsere Heimat ist?“ Soll von dem Wert und der Kraft des deutschen Geistes künftig, wie wiederum von irischem Wesen und von dem Wesen so vieler anderen untergegangenen, verschütteten Völker nur ein Haufe vergilbter Blätter und Bücher zeugen, deren Sprache nur noch wenige Gelehrte verstehen: Reste, alles wirklichen und wahren Lebens bar und als wissenschaftliche Gespenster heraufbeschworen von weltfremden Sonderlingen, die solche Trümmer beachten, statt sich tätig dem Strom des schaffenden Lebens zuzuwenden?

Deutscher Geist und deutsche Art hat die Kraft, etwas besonderes und eigenes, etwas unentbehrliches zum Menschheitsdenken beizutragen, denn was das Wesen des englischen und das des französischen Geistes ausmacht, die das Beobachten, dort das denkende Erfassen und Zusammenfügen, das ist im deutschen Geist, in Wissenschaft sowohl als im Leben, beides enthalten, jedes in einer Sondergestalt, und zu einer Sondergestalt zusammengewachsen. All dieses Wirken und Schaffen des deutschen Geistes geht zugrunde, es erstirbt, wenn das Deutschtum den Gefahren äußerer und innerer Verelendung unterliegt, die beide jetzt drohen schwerer und gefährlicher als je zuvor. Niemals zuvor war die Zerstörung so groß als jetzt und zugleich der Wiederaufbau so schwierig.

Wir haben im Kriege Bilder gesehen, auf denen die heroischen Gestalten aus der Zeit des deutschen Aufstiegs, ein Friedrich der Große, ein Blücher, ein Bismarck das ausziehende Heer geleiteten. Vor unserm Auge jetzt müssen diese Gestalten abermals aufsteigen, und sie müssen dauernd uns vor Augen stehen. Und mit ihnen die Schatten der geistigen Führer unseres Volks: Karl der Große, die sächsischen Kaiser, die Hohenstaufen, Luther, Leibnitz, Kant, Fichte, Bach, Beethoven, Goethe, alle, deren Namen sich nicht aufzählen lassen, wenn wir nicht fast die Gesamtheit der menschlichen Geistesgeschichte in allen ihren Zweigen heraufbeschwören wollen. Sie alle sind tot, endgültig und im innersten Kerne tot, wenn sie nicht

mit und im Deutschtum weiterleben, in dem sie wurzelten und das sie schufen. Unsere eigenen Ahnen, bescheidene und gleichgültige Spreu in der Geschichte der Welt und des Weltgeschehens, die aber den Grund des Hauses legten, in dem wir nun wohnen, den Grund, auf dem wir neu erbauen wollen, auch sie steigen auf als Mahnende und Beschwörende um des Deutschtums willen, denn wir für uns selbst sind ja nichts: wir sind ja nur etwas als Glied in der Geschlechterreihe zwischen Vergangenheit und Zukunft.

Die Waffe, deren wir bedürfen, liegt zur Hand: Es ist der Geist, der in uns lebt, den wir nur zu schulen, dessen wir uns nur bewußt zu werden brauchen, um das Werk, das vor uns liegt, zu wagen und zu beginnen. Es ist der Geist, der immer Sieger bleibt, sobald er nur siegen will und entschlossen ist, nicht abzulassen, er hätte denn gesiegt. Wir entreißen uns der Gegenwart und ihrer äußeren Schmach; wir entreißen uns der Vergangenheit, die uns zu Trauer stimmt; wir blicken auf die Zukunft, erfüllt von Vertrauen auf uns und auf unseres Volkes geistigen, noch unerschöpften, kaum erschlossenen, jetzt nur verschütteten Reichtum. Aus ihm werden wir alles Verlorene wieder neu erschaffen:

Denn wir wollen es so!

Des Menschen Kraft
Ist seine Ehr';
Der Geist, der schafft,
Sein' starke Wehr.
Ringen und Streben,
Kühn im Rat;
Schaffen ist Leben,
Leben ist Tat.

Schlagwortverzeichnis.

Arbeiterorganisationen, ihre Bildungsarbeit und ihr Einfluß auf Kenntnis und Wertschätzung des geistigen Deutschtums 137.

Begabung, kriegerische und politische der Völker 72 f.

Biologen, deutsche, der Jahrhundertmitte, griffen in den Kampf der Weltanschauungen und Staatsgesinnungen ein 45 f.

Biologie, stürzte in Deutschland die alten Grundlagen der Sittlichkeit, hat sie neu zu schaffen 48 f.

Brutpflege, natürliche, geht über bloße Körperpflege hinaus, wird ausgedehnt bis an die äußerste Grenze des Möglichen 123; — unerschüttert in ihrem Dienst ausgeübte Entsagung 125; — als Leitstern sittlichen Handelns (siehe unter Sitte).

Christentum, Geltungsverlust in Dogmen und Sittenlehre während des 19. Jahrhunderts 45 f.; — seine Begründung der Sittenautorität ward unzureichend 46, 107, 127.

Darwinismus, Grundlagen der Theorie 54, 58 f.; — in seinen Beziehungen zur völkischen Geistesart Englands 55—58; — zu der Frankreichs 55, 58, 65; — zu der Deutschlands 55, 57—59, 71; — Gegensatz zu Goethes Abstammungslehre 60; — unanwendbar in philosophischen Zusammenhängen 114, 118.

Deutschland, Stammesunterschiede u. Volkseinheit 41, 86; — weshalb im 18. Jahrhundert arm an hervorragenden Männern 25; — allgemeines Geistesleben zu Beginn des 19. und 20. Jahrhunderts 28 ff.; — Wandel der Stellung zum Christentum im 19. Jahrhundert 45 f.; — unter dem Schutz und der Vorherrschaft Rußlands im 19. Jahrhundert 135; — Aufstieg des Reichs und Warnungen vor drohenden Schädigungen 26 f.; — Vergeblichkeit dieser Warnungen 33; — Entwicklung völkischen Selbstbewußtseins mißlungen 136 f.; — vor dem Weltkrieg: Ursache der Unzufriedenheit trotz äußerer Blüte 25; — während des Weltkriegs: Verhalten und Stimmungswechsel der Heimat 7, 32, 135; — nach dem Weltkrieg: Politischer und sittlicher Zustand 5, 9, 18, 34, 47, 100, 127, 137; — gegenwärtiger Zustand und Zukunftshoffnungen, verglichen mit denen zu Zeiten Fichtes und des Dreißigjährigen Krieges 10, 11, 18, 34, 44—46, 49, 102, 142.

Deutschtum, Erfordernis neuer Ziele 6; — Verzicht des Einzelnen auf das D. zu eigener Rettung 12 f.; — ob zu zahlreich zur Unterdrückung 17, 18; — nur was ihm ganz entspricht, kann dauernd bei uns bestehen 50, 63; — individuelle und aristokratische Sittenauffassung 84, 130; — alleiniger Schöpfer und Erhalter aller Kultur? 74, 89; — Verhalten zu Fragen der Weltanschauung und Religion 81 f., 107 f.; — erfordert Organisation durch Einordnung, nicht Unterordnung 92, 143; — Bildungsarbeit der Arbeiterorganisationen zur Förderung seiner Kenntnis und Wertschätzung 137. —

Deutschtum, Erhaltung des, sittlich notwendiges Ziel 13 f., 125, 131; — nur durch uns selbst 5, 15, 40; — ob möglich unter Fremdherrschaft 17—21; — geschieht nicht durch Sprache und Dichtung allein 19 ff.; — nicht nach Art der Erhaltung des alten Griechentums 22; — Gebot, die verlorenen Kernpunkte zu sittlicher und politischer Sammlung neu

zu schaffen 35, 41 f., 45; — tätiger Idealismus ist erste Vorbedingung 144.
Dichtung, bloß fortlebend im Kreis literarischer Gelehrsamkeit ist mumienhaft, kein Hort völkischer Neuerhebung 19 f. — **Deutsche,** und ihre Blüte in klassischer Zeit trotz politischer Not 17; — im neunzehnten Jahrhundert 28; — mangelhafte Gestaltung und Anschaulichkeit 87.
England und Engländertum, Dauer der Weltmacht 10; — Verhalten gegenüber Idealen 80; — demokratische Sittenauffassung 84.
Erfolg, Äußerer, den Zeitgeist irreleitend 33.
Erziehung und Selbsterziehung, zur Harmonie der Begabungen 93; — in der Wissenschaft 98; — zur Willenskräftigung 90, 129, 143; — zur Einordnung 92, 143; — zur Selbstverantwortung 92 f., 129 f.; — zu völkischem Selbstbewußtsein 140, 143; — zu tätigem Idealismus 144; — im Bereich des Sittlichen nicht zum Erwägen, sondern zu Gewohnheit und Müssen 126; — Sittlichkeit ist Sache der E., nicht des Unterrichts 100; — Erziehungswege 126, 139; — muß geschehen im Rahmen der Familie, nicht in Internaten 50, 132.
Familienbewußtsein, Grundlage des Stammes- und Volksbewuß seins 132.
Fichtes Reden an die deutsche Nation, Bedeutung für die Gegenwart 7; — Anknüpfung dieser Vorträge an sie und an ihre Voraussetzungen 8; — Aufruf an das Bürgertum zu selbständiger Erhebung im Geiste 7; — Unmöglichkeit einer Auferstehung der äußeren Macht Preußens 10; — Umfang der drohenden Fremdherrschaft 142; — Die Frage nach der Schuld am Zusammenbruch 39; — Irreleitung des Zeitgeistes durch bloß äußerlichen Erfolg 33; — Besiegt sein ist nur Schmach, wenn mit Selbstpreisgabe verbunden 15; — Dem Deutschtum bleibt zur Erhaltung nur Selbsthilfe 5, 15, 40; — Sprache und Dichtung allein erhalten nicht das Leben eines der Selbständigkeit beraubten Volks 20; — Erinnerungswert des römischen Reichs deutscher Nation 16; — Deutschtum als Schöpfer und Erhalter aller Kultur 74, 89; — Das Fortbestehen des Volkstums ist unerläßliche Hoffnung der Angehörigen dieses Volks 13 f., 125, 131; — Das Wesen der deutschen Geistesart am Beispiel Luthers und der Reformation geschildert 81 ff.; — Vorschläge zu künftiger Erziehung 50, 123 f.
Frankreich, Stammesunterschiede u. Volkseinheit 41; — Verhalten gegen fremdsprachige Minderheiten im 18. Jahrhundert 18; — Urteile über deutsche Wissenschaft 29, 30; — Kulturträger im 19. Jahrhundert 97.
Freiheitskriege, ersetzten das französische Joch durch ein russisches 135; — werden sich nicht wiederholen 11, 143.
Fremdherrschaft u. Erhaltung des Deutschtums 17—21; — Auswirkung der gegenwärtigen noch unberechenbar 9 f., 21, 142.
Geist, Deutscher, das einzige zur Wiedererhebung belassene Werkzeug 23 ff., 143, 146; — Ursache der Blüte von deutscher Landwirtschaft und Technik 24.
Geistesart, Deutsche, in der deutschen Reformation und bei Luther 86 f.; — in der Wissenschaft 55, 57—60. 71; — in der deutschen Sozialdemokratie 69.
Geistesart, Deutsche, Merkmale, das Denken ist sowohl auf Beobachtungen, als auf Theorien gerichtet 33, 37, 57, 60, 62, 94, 145; — Sehnsucht nach Lebensidealen 32; — Streben, das Ganze zu erfassen und das Einzelne als Glied des Ganzen zu verstehen 61 f., 69, 72, 78, 84, 89 f, 108; — Theorien werden als Ausdruck wirklicher Wahrheit und nicht nur als beschränkt gültig betrachtet 60 f., 71, 97, 117; — Streben, Theorien im Leben zu verwirklichen; die Kehrseiten dieses Strebens; Doktrinarismus 80 ff., 87, 88, 90; — Gestaltungsschwäche der Phantasie; Genügen in unvollkommener Gestaltung 44, 65 f., 71 f., 85, 87 f., 94, 132; — Mystik 70 f., 85 f.; — Bereitwilligkeit zur Aufnahme fremder Gedankengestaltung 68, 72, 88 f.; — Treue gegen die Einzelheit, Erkenntnis des wirklichen Sachverhaltes ist wichtiger als logisch-klare Begriffsbildung 58, 66, 69, 86, 90, 97; - nicht der abstrakte Begriff, sondern das Greifbar-wirkliche ist Gegenstand des Denkens 69 f., 71, 90, 111; — Unerläßlichkeit einer anschaulichen Vertretung der Vorstellungen 44, 90, 137 f.; — Mannestreue und ihre Kehrseiten 90, 92 f., 130; — Stellung zu Monarchie und Republik 44, 90; — Selbstvertrauender Individualismus und die Kehrseiten des individuellen Kraftgefühls 71 f., 75—79, 84, 86 f., 91 f., 130 f., 140 f., 143; — aristokratische Denkweise 130; — „Milde" und ihre Kehrseiten 79 f., 87, 89, 131 f.; — deutsche Geschichte ist Heroengeschichte 73—75, 118; — kriegerische Tatkraft und geringe politische Begabung 73; — Schwäche des Willens zum Abschluß und zur Selbstbehauptung 89, 129; — Organisation aus Verstandesgründen 91 f.
Geistesart, Englische, in der Wissenschaft 55—58, 62, 96, 114, 117 f.; — in der Politik 73.
Geistesart, Französische, in der Wissenschaft 55, 58, 64, 68 f., 71 f.
— — **Merkmale,** Klarheit der Gedanken- und Begriffsgestaltung 66, 68; — Gestaltungskräftige Phantasie 67; — zufrieden mit der bloßen Aufstellung und Verkündigung von Idealen 80.
Geistesarten, Völkische, bestimmbar durch vergleichende Abhebung 53.
Geschlechterketten, Geschlechterreihen und Individuen 114, 143; — in Stamm und Staat zusammengefaßt 131, 134, 142: — erblich belastete 120.

Geschichte, geleitet durch menschlichen Willen, nicht durch unpersönliche Kräfte 15, 117 f.; — ihr Urteil ist das Urteil der siegenden Partei 23.
Geschichte des Deutschtums überhaupt, kurze Blütezeiten, langes Darniederliegen 7, 72, 86.
Gesinnung, Materielle, der letzten Jahrzehnte und in der Revolution 42 f.; - Ursache der Unzufriedenheit vor dem Weltkrieg 25; — verhallte Warnungen vor ihren Gefahren 26; — Notwendigkeit, ihr zu entsagen, wird gegenwärtig wohl ausgesprochen, doch noch nicht erfaßt 33.
Goethe, Eigenart seiner Phantasie 69, 88; — Stillstand der deutschen Kultur seit seinem Tode 27, 95; — Abstammungslehre 60 ff., 69; — über den Haß des geistig tieferstehenden 30. 83; — über Vererbung persönlicher Merkmale 113; — über den Erinnerungswert des römischen Reichs deutscher Nation 16; — Stellung zum Deutschtum 135 ff.; — Warnung vor den Schäden der industriellen Entwicklung 26.
Handel, Deutscher, zur Zeit der Hansa 77, 91 f.; — der Fugger und Welser im Gegensatz zu dem der Medici 75 f; — seine Grundlagen im 19. Jahrhundert 77.
Heimat, Neue. ein für deutsche Geistesart kennzeichnender Begriff 132.
Heimatgefühl bei Deutschen immer an den engeren Gau anknüpfend 131; — wichtigen Gruppen des deutschen Volkes geraubt 132.
Helden deutscher Geschichte, dargestellt als Führer des ausziehenden Heeres, aufrufend jetzt zur Erhaltung des Deutschtums 145.
Heldentum nicht an Sieg, sondern an Selbsttreue gebunden 13; — Namenloses auf dem Boden des Alltagslebens 75, 118.

Ideale, deutsches Verhalten gegen sie 32, 80 ff.; — englisches Verhalten 59, 117; — sie sind nur kraftvoll, solange sie angegriffen werden 140; — dem Deutschen am wirksamsten, wenn sie in einer Person sich darstellen 90.

Idealismus, Deutscher, in der Sozialpolitik 80; — in der Technik 81; — in der deutschen Reformation 81 ff.

— **Tätiger**, Vorbedingung der Wiedererhebung des Deutschtums 144.

Ideen, Staatsgewalt ist wehrlos gegen sie 38, 48: fordern Opfer, deren materielle Gesinnung sich weigert 43.

Individuum nur bedeutsam als Glied der Geschlechterkette 114, 143; — wird gestaltet durch Vererbung und Anpassung 113–116, 119.

Individualismus, angeborener d. Deutschen, gewollter der Romanen 91; — selbstvertrauender J. in Wolframs Parzival gegenüber Dantes divina comoedia 78 f.

Kant, zeitliche Bedingtheit seiner Ethik des kategorischen Imperativs 128 f.

Keller, G. über die Notwendigkeit, die Gültigkeit der Sittengesetze dem Streit um Dogmen zu entheben 107.

Klopstock über Organisation und klare Gedankengestaltung als etwas der deutschen Wissenschaft notwendiges 97.

Königtum beim Wechsel der Staatsgesinnung, besonders in Preußen 37 ff.

Kultur entzog den Menschen dem ungehemmten Walten der Naturkräfte 112; — erweiterte die Möglichkeiten zur Brutpflege 123; — Pflege der Geisteswissenschaften in Deutschland fortan nur gerechtfertigt, wenn dadurch der Kultur gedient wird 95 ff.; — nur die deutsche und die französische Wissenschaftsart tangt zu Kulturzwecken 96 ff.; — Stillstand der Kultur in Deuschland seit dem Tode Goethes 27, 95.

Kunst, Deutsche, im 19. Jahrhundert 28.

Landwirtschaft, Deutsche, Ursache ihres Aufstiegs 24; — und patriarchalische Staatsgesinnung 35 ff.

Lessing über die Ursache der Armut Deutschlands an hervorragenden Männern im 18. Jahrhundert 25; — über Kritik als Krücke seiner gestaltungsschwachen Phantasie 87 f.; Erziehung des Menschengeschlechts 106 f.

Materialismus, Historischer, geeignet den Willen zur Tat zu lähmen 15; — irreweisend hervorgegangen aus der Verschweißung unverträglicher, völkischer Geisteselemente 59, 117.

Musik, Deutsche, der Mystik verwandt 86; — einst blühend bei äußerer Enge des Volkstums 17; — entartet zu Ende des 19. Jahrhunderts 28; — untergehend mit dem Deutschtum 145.

Nationalversammlung in Weimar und in Frankfurt, Unterschied der Geistesrichtungen 42 f.

Nietzsche, Warnung vor den Schäden der Machtsteigerung Deutschlands unter dem Kaiserreich 26; — Theorie vom Übermenschen 119; — Lehre von der Herrenmoral 130.

Organisation im Deutschtum hervorgehend aus bewußter Erkenntnis des Unzureichens individueller Kraft 91; — muß durch Einordnung unter Wahrung der persönlichen Selbständigkeit, nicht durch Unterordnung geschehen 92; — geschah, wo sie erfolgreich war, stets durch Einordnung 92; — führt zu Entartung, wenn sie, wie im deutschen Beamtentum, durch Unterordnung geschah 92 ff.

Reformation und Gegenreformation als Beleg des Unterschieds deutscher und romanischer Geistesart 81 ff.

Reich, Deutsches, entstanden unter dem Schutz russischer Neutralität 135; — gegründet während des Krieges von 1870/71, nicht infolge dieses Krieges 44; — Schädigungen des Deutschtums durch seinen Aufstieg 26 f.; — Erinnerungswert 16, 18.

Reich, Römisches, deutscher Nation bezeugt die mangelhafte Gestaltungskraft d. deutschen Geistes 86; — Erinnerungswert 16.

Renaissance, Italienische, Rassenabhängigkeit 74; — Stellung zur Reformationsbedürftigkeit der Kirche 81.

Rußland, Vorherrschaft über Deutschland im 19. Jahrhundert 135.

Schiller über den Weg des Strebens nach Vervollkommnung 63.

Selbstbewußtsein, Völkisches, Vorbedingung für das Überstehen nationaler Gefahren, den breiten Massen Deutschlands fehlend 136; — muß sich gründen auf Familienbewußtsein 132; — ist ein Ziel der Erziehung 140, 143.

Selbständigkeit, Staatl., ist Vorbedingung alles völkischen Gedeihens 18–23, 145.

Selbstverantwortung, Unterordnung verlockt, ihr zu entsagen 92 f.; — ist ein Ziel sittlicher Erziehung 129 f.

Sitte, Sittlichkeit, Sittengesetze. I. Begriffsbestimmung 41 f., 101; — Mangel einer sittlichen Gemeinsamkeit im heutigen Deutschtum 45, 101; — sittlicher Zusammenbruch Deutschlands während des Krieges und nachher 47, 100, 127; — Standpunkt der heutigen Weltanschauung zu den Begriffen der Ewigkeit und Unendlichkeit 104 f., 108, 112; — Grundlagen der alten Sittenerziehung durch Biologie gesprengt und daher von ihr neu zu schaffen 48 f.; — die Aufgaben sittlicher Erziehung sind nicht in kurzem zu lösen 102, 133.

II. Überlieferte Leitgedanken der Sittlichkeit: 1. die der Religion 46, 107, 127; — 2. Die Erfahrungs- u. Glückseligkeitsethik 102 f.; — 3. Sittengesetze als Naturgesetze aufgefaßt 103 f.; — 4. Lessings Theorie von der Erziehung des Menschengeschlechts 106 f.; — 5. Pflichtethik und kategorischer Imperativ 92 f., 129 f.

III. Der Standpunkt des Leitenden: Absehen vom eigenen Glauben, alleinige Rücksichtnahme auf das Allgemein-wirksame 7, 99 f.; — Sittenphilosophie erfindet nicht sondern spricht entstandenes aus 124 f.; — Sitte ist Sache der Erziehung, nicht des Unterrichts 110 f.; — Individualismus der Sittlichkeit in Deutschland 84, 127, 129; — Aufgabe der Sittenphilosophie: überindividuelle Begründung des Sittengesetzes auf einer durch keinen Weltanschauungswandel erschütterlichen Grundlage 47, 52, 101, 107 f., 120 f., 127, 140 f.

IV. Leitstern der Sittlichkeit: Wille die nachfahrenden Geschlechter zu fördern im Sinne der Kultursteigerung (Ethik der Brutpflege) 13 f., 113 f, 116, 119, 121, 124 f., 140 f., 144; — Abhängigkeit der Sitte von der Kulturstufe 110; — naturwissenschaftliche Begründung des Brutpflegegedankens 116, 119 f., 121 f.; — sittliche Kraft dieses Gedankens 121, 125 f.; — Verpflichtung durch kulturell erweiterte Möglichkeit zur Brutpflege 123; — jede Sittlichkeit fordert Entsagung; der Brutpflege ist sie natürlich 125 f.

V. Ethik der Brutpflege, Herrenmoral und Übermenschentum 119, 130; — und sozialdemokratischer Zukunftsstaat 126 — und Kampf gegen feindliche Sittenideale (Strafrecht) 120; — und Gesundheitspflege 121 f.; — und Kampf ums Dasein 119; — und Vaterlandsliebe 131 f.; — und Religion 141.

Sittenauffassung, demokratisch in England, individualistisch-aristokratisch in Deutschland 84, 130.

Sozialdemokratie, vereinte, deutscher Geistesart gemäß, in sich d. ethischen Sozialismus 38; — den philosophischen Materialismus 46; — den historischen Materialismus 15; — und den Darwinismus 59; — Ursache ihres Massenerfolgs 46; — Lehre vom Zukunftsstaat 80, 126; — sie ward bekämpft von der monarchischen Staatsgewalt 38, 46; — lehnt den Anarchismus ab 91.

Sozialpolitik, Deutsche, Organisation durch Einordnung 92; — entsprang dem Streben nach Einklang zwischen Theorie und Beobachtung 80.

Sprache eines Volks unter Fremdherrschaft erliegt der Entartung 19 f., 23, 145.

— **Deutsche,** ihre internationale Vollgültigkeit ist gefährdet 21 f.; — muß mit Hilfe der deutschen Wissenschaft ihre Weltgeltung bewahren 24, 93 f.; — Neigung des Deutschen, ihr zu entsagen 21

Staat und Stamm, Zusammenfassungen von Geschlechterketten und Familien 131, 134, 142.

Staatsgesinnung, Konstitutionell-Individualistische, ihr Wesen 36 f.; — Stellung zum Königtum 37; — Stellung zum Christentum und materialistischer Philosophie 45 f.

— **Ständisch-Patriarchalische,** ihr Wesen 35 f.; — Stellung zum Königtum 37; — Stellung zum Christentum 45; — und Pflichtethik 128.

— **Soziale,** Wesensart, Verhältnis zu Königtum und Sozialdemokratie 38.

Staatsgewalt, Verhalten zu fremdsprachigen Minderheiten im 18. und 20. Jahrhundert 18 f.; — wehrlos gegen Ideen 38, 48; — soll nur befehlen, wo sie erzwingen kann 47; — zersetzte in Deutschland das Staatsleben durch den Kampf gegen den ethischen Sozialismus 38; — Ursache dieser Gegnerschaft 46.

Stammesunterschiede und Volkseinheit in Deutschland und Frankreich 41, 86.

Technik, Deutsche, Ursache ihres Erblühens 24; — ihr Wesen 81; — ihre Organisation durch Einordnung 91 f.

— **Englische** 24.

Vaterlandsgedanke dem Deutschen persönlich vergegenwärtigt durch Bismarck und Wilhelm I. 44; — soll nicht in das Alltagsleben getragen werden 140.

Vaterlandsliebe schwer einwurzelnd im deutschen Geist 42; — aufflammend unter Kaiser Joseph II. 97; — bei Ausbruch des Weltkrieges 32; weder Unterrichtsergebnis noch Unterrichtsgegenstand 140; — und die Bildungsarbeit der Arbeiterorganisationen 137; — und Volkshochschulen 138; — muß im Sittlichen verankert werden 45, 131, 134; — und die Ethik der Brutpflege 131 f.

Bischer, Warnung vor den Schädigungen des materiellen Aufblühens im Reich 26.

Wille, Menschlicher, der Sitte Ziele setzend 109, 112; — bestimmt den Geschichtsverlauf 117

— zur Tat wird gelähmt durch historischen Materialismus und verwandte Theorien 15.

Wissenschaft, ihr erster Ursprung 95; — stets völkisch geartet 97.

— **Deutsche,** ihr Wesen 53—72; — äußere Schwierigkeiten in Zukunft 25; Pflege nur statthaft, wenn auf Nötiges bezüglich 34; — nicht allein auf Technik zu richten 95; — Zukunftsaufgaben 43, 52, 94; — ist das Mittel, der deutschen Sprache Weltgeltung zu bewahren 98; — Aufgaben im Dienst des Volkstums 94 f.; — Zukunftsziele der Kultur- und Geisteswissenschaften 95 f., 138 f.; — anders gerichtet zu Beginn des 19. als zu Beginn des 20. Jahrhunderts 31, 96; — Wirkung des französischen Einflusses 70 ff., 97; — Wirkung des englischen Einflusses 63 f., 96 f.; — Stellung zum Darwinismus 55—58, 71; — französische Urteile über sie 29, 30; — kann von der französischen Forschung nur lernen, was Gestaltung ist, nicht wie sie vollbracht wird 97; — Gedankengestaltung und Forschungsorganisation gefordert 97; — Ziele der künftigen wissenschaftlichen Erziehung und Selbsterziehung 98.

— **Englische,** Geistesart 55—59, 62, 96, 114, 117.

— **Französische,** Geistesart 55, 58, 64 ff., 68 f., 71 f.

This book is due two weeks from the last date stamped below, and if not returned at or before that time a fine of five cents a day will be incurred.

SEP 1 7 1931		

SEP 17 1929

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES

1010679928

Politik

Eine Einführung in Gegenwartsfragen

Von **Prof. Dr. Axel Freiherrn von Freytagh-Loringhoven**

Preis geheftet M. 7.20, gebunden M. 10.80.

In fünf Vorträgen stellt der bekannte Verfasser mit meisterhafter Beherrschung des ungeheueren Stoffes die tiefwurzelnden Zusammenhänge der nationalen Politik der Einzelstaaten mit der Gesamtentwicklung des Weltbildes dar und zeigt, wie langsam anwachsende Geistesbewegungen große staatliche Umwälzungen hervorrufen.

Geschichte der russischen Revolution

Von **Prof. Dr. Axel Freiherrn von Freytagh-Loringhoven.**

Teil 1 — Preis: geh. M. 7.20, geb. M. 10.80.

Der berufenste Kenner des russischen Volkes und der russischen Geschichte berichtet in diesem Werke über das Werden und Geschehen der russischen Revolution.

Der Betrug am deutschen Volk

Von **Professor Dr. Hans Freiherrn von Liebig.**

Große Ausgabe: geh. M. 8.40, geb. M. 12.—.

Eine wuchtige Anklage, die rückhaltlos darlegt, wie irregeleitet unser Volk ist; die hervorragendste und unentbehrlichste Kampfschrift gegen die inneren Schädlinge des Reiches; eine glänzende Abrechnung mit Erzberger und seinen Freunden.

Weltfreimaurerei Weltrevolution — Weltrepublik

Eine Untersuchung über Ursprung und Endziele des Weltkrieges

Von **Dr. Friedr. Wichtl**, Wien

6. Aufl. = 28.—30. Tausend. Preis: geh. M. 8.—, geb. M. 11.—.

Dem Leser dieses Werkes fällt es wie Schuppen von den Augen, viele ungeklärte und scheinbar unlösbare Zusammenhänge beginnen sich ihm zu entwirren. Das ganze System der Beherrschung der Welt durch wenige Zielbewußte und Unverantwortliche liegt offen zu Tage.

Das Buch ist eine ganz vorzügliche Aufklärungsschrift über das Freimaurertum, ein Stück Kulturgeschichte von höchster Wichtigkeit für unser Volk. Ein zielweisendes Werk, unentbehrlich für jeden, der nach politischer Erkenntnis strebt.

J. F. Lehmanns Verlag, München, Paul Heyse-Str. 26

Zu obigen Preisen kommt der derzeitige Sortimentszuschlag.